Evangelischer Pressedienst

epd

Dokumentation

Frankfurt am Main ▪ 10. Mai 2005 www.epd.de **Nr. 20**

Ökumenische Dekade zur Überwindung von Gewalt

Gerechter Friede – Leben in einer gefährdeten Zukunft

Texte einer Ökumenischen Konsultation zur Halbzeit der »Dekade zur Überwindung von Gewalt«, veranstaltet von der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen und den Ökumenischen Basisgruppen im »Konziliaren Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung« vom 7. bis 9. April in Freising.

Impressum

Herausgeber und Verlag:
Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (GEP) gGmbH
Anschrift: Emil-von-Behring-Str. 3, 60439 Frankfurt am Main.
Briefe bitte an Postfach 50 05 50, 60394 Frankfurt

Geschäftsführer:
Jörg Bollmann
epd-Zentralredaktion:
Chefredakteur: Dr. Thomas Schiller

Ressort epd-Dokumentation:
Verantwortlicher Redakteur
Peter Bosse-Brekenfeld
Tel.: (069) 58 098 –135
Fax: (069) 58 098 –294
E-Mail: doku@epd.de

Der Informationsdienst epd-Dokumentation dient der persönlichen Unterrichtung.
Nachdruck nur mit Erlaubnis und unter Quellenangabe.

Druck: druckhaus köthen

Dekade zur Überwindung von Gewalt – Halbzeitbilanz

»Im Dezember 1998 rief die Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) in Harare (Simbabwe) für die Jahre 2001 - 2010 die 'Ökumenische Dekade zur Überwindung von Gewalt' aus.
'*Wir sind der festen Überzeugung, dass die Kirchen aufgerufen sind, vor der Welt ein klares Zeugnis abzulegen von Frieden, Versöhnung und Gewaltlosigkeit, die auf Gerechtigkeit gründet. ...Wir müssen aufhören, reine Zuschauer der Gewalt zu sein oder sie lediglich zu beklagen*', so die Botschaft des ÖRK. Die Mitgliederversammlung der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) und die Ökumenischen Basisgruppen im Konziliaren Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung, die beide diese Konsultation veranstalten, unterstützen die Dekade.

Zur Halbzeit der Dekade soll die Freisinger Konsultation erarbeiten, worauf es in der zweiten Hälfte bei dem Vorsatz, Gewalt zu überwinden, ankommt. Dabei soll auch eine Bilanz der ersten fünf Jahre gezogen werden.

Jede Gewalt stellt theologische und sachliche Fragen zu ihrer Überwindung. Beide Dimensionen werden deshalb unter den zwei leitenden theologischen Gesichtspunkten 'Reich Gottes' und 'Aufhebung der Täter-Opfer-Fixierung' im Verbund behandelt. Das Plenum der Konsultation soll aus den Ergebnissen der Arbeitsgruppen orientierende Empfehlungen für eine Perspektivagenda zur Anleitung der Arbeit von Kirchen und Gruppen feststellen. Auch ein Beitrag zur Dritten Europäischen Versammlung der Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) und der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE) vom 4. - 8. 9. 2007 in Sibiu/Hermannstadt (Rumänien) soll bedacht werden.«
(*aus der Einladung zur Ökumenischen Konsultation in Freising)*

Hinweis: Zur Ökumenischen Dekade zur Überwindung von Gewalt sind in diesem Jahr noch folgende Ausgaben von *epd-Dokumentation* erschienen:

6/05 – **Der lange Weg zum gerechten Frieden: Die Dekade zur Überwindung von Gewalt in den USA und in Deutschland** (Referate einer Tagung in der Ev. Akademie zu Berlin) – 56 Seiten / 5,10 €
(*Inhalt der Ausgabe siehe S. 50)*

13-14/05 – **Gewalt in der Gesellschaft** (Tagung der Ev. Akademie Bad Boll) – 100 Seiten/6,90 €

Quellen:

Gerechter Friede – Leben in einer gefährdeten Zukunft
Ökumenische Konsultation zur Halbzeit der »Dekade zur Überwindung von Gewalt«

Konsultation der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen und der Ökumenischen Basisgruppen im »Konziliaren Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung«, Freising, 7. – 9. 4. 2005

Aus dem Inhalt:

»Gerechter Friede – Leben in einer gefährdeten Zukunft«/ Zur Konsultation / Predigt

► DDr. Georg Schütz:
»Gerechter Friede – Leben in einer gefährdeten Zukunft« **4**

► Regionalbischöfin Susanne Breit-Kessler:
»Eröffnungspredigt« **5**

Thementeil I: Die Überwindung von Gewalt und das Reich Gottes

► Heiko Lietz:
»Arbeitslosigkeit als persönliches und gesellschaftliches Problem / Persönliches Zeugnis« **9**

► Prof. Dr. Franz Segbers:
»Dein Reich komme – Überwindung von Gewalt im Lichte des Reiches Gottes« **12**

Thementeil II: Täter und Opfer

► Salomea Genin:
»'Unsere Zukunft hängt davon ab, wie viel wir vergessen dürfen und an was wir uns erinnern müssen' (Peter Ustinov) / Persönliches Zeugnis« **21**

► Dr. Urs Eigenmann:
»Gottes rechtfertigendes Handeln – Befreiung aus der Opfer-Täter-Fixierung« **26**

Halbzeitbilanz

► »Auswertung der 1. Hälfte der ‚Dekade zur Überwindung von Gewalt – Kirchen für Frieden und Versöhnung'« **37**

► Dr. Fernando Enns:
»Bericht des Beobachters der Konsultation« **45**

Gerechter Friede – Leben in einer gefährdeten Zukunft / Zur Konsultation / Predigt

»Gerechter Friede - Leben in einer gefährdeten Zukunft«

Von DDr. J. Georg Schütz, Ökumenische Centrale, Geschäftsführer der Konsultation*

Die Botschaft von Harare des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) 1998, im Rahmen des »Konziliaren Prozesses für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung« für die Jahre 2001 bis 2010 eine Dekade zur »Überwindung von Gewalt« auszurufen, war eine Einladung an die weltweite Christenheit, an alle Kirchen, ökumenischen Gruppen und einzelnen Christen, also an alle Menschen guten Willens, sich an dieser »Dekade« zu beteiligen, »denn wir sind der festen Überzeugung, dass die Kirchen aufgerufen sind, vor der Welt ein klares Zeugnis abzulegen von Frieden, Versöhnung, Gewaltlosigkeit, die auf Gerechtigkeit gründet«.

Bereits am 26.Oktober 2000 beschloss die Mitgliederversammlung der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland e.V. (ACK, http://www.oekumene-ack.de/), diese Dekade zu unterstützen. Die ACK sieht darin ein bedeutsames Vorhaben, eine notwendige wie wichtige Herausforderung mit der Chance einer breiten Mitwirkung und Vernetzung auf vielen Ebenen, da gerade in den letzten Jahren das Thema »Gewalt« und »Friede« in den Kirchen wie in den Netzwerken/Basisgruppen an Bedeutung gewonnen hat. Zusammen mit den ökumenischen Basisgruppen wurde eine Konsultation geplant, die eine Arbeitsgruppe aus Mitgliedern der ACK und der Basisgruppen seit Juni 2003 vorbereitete.

Diese Ökumenische Konsultation mit 150 Teilnehmenden fand vom 7.-9. April 2005 in Freising unter dem Thema »Gerechter Friede - Leben in einer gefährdeten Zukunft« in der Mitte der »Dekade zur Überwindung von Gewalt« statt, die sich aber nicht als Ökumenische Versammlung wie in Dresden, in Stuttgart, in Basel, in Erfurt oder in Graz verstand, sondern als »Konsultation« gedacht war. Sie hatte zum Ziel, sowohl die theologische wie praktische Dimension der Überwindung von Gewalt in zwei leitenden theologischen Gesichtpunkten darzustellen, nämlich im Lichte von »Gottes Herrschaft und Reich« und in der »Aufhebung der Täter-Opfer-Fixierung«.

Geistliche Schwerpunkte wie thematische Ansätze, persönliche Fallbeispiele, zwei Hauptreferate und Gespräche in den zwölf Arbeitsgruppen waren als orientierende Empfehlungen für eine weiterführende Perspektivagenda in den Kirchen und Gruppen gedacht und nicht zuletzt auch als Beitrag für die Dritte Europäische Versammlung vom 4.-8. September 2007 in Sibiu/Rumänien. Sie sollen die Friedensperspektiven ins Zentrum des Lebens rücken und eine bessere Verständigung zwischen Kirchen, Netzwerken und ökumenischen Bewegungen in den vielfältigen Bündnissen erreichen, um eine umfassende »Spiritualität der Gewaltfreiheit«, um eine verstärkte »Kultur des Friedens und der Versöhnung« und um eine vertiefte »Erneuerung der Sozialkultur« zu schaffen.

In diesem Kontext müsste die Konsultation mit ihrer Freisinger Agenda, die wie die Dekade auch Berührungspunkte mit der »Charta Oecumenica« hat, als wichtiger Impuls in den Gemeinden wahrgenommen werden, um die Initiative mit ihren Schwerpunkten (derzeitige Ausformungen einer globalisierten Wirtschaft wahrnehmen, die nicht im Dienst des Lebens steht; die strukturelle Gewalt der Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit wie die Wertediskussion zur Gewaltfreiheit benennen; die Genderfrage; die Täter-Opfer-Problematik wie Konfliktprävention berücksichtigen u.v.a.) auch im Mainstream des Vollzugs kirchlicher Arbeit spirituell wie thematisch zu verankern.

Die Dokumentation erscheint in zwei Teilen. Der geistliche Schwerpunkt, die beiden Hauptreferate, die persönlichen Zeugnisse und der Bericht des Beobachters erscheinen im ersten Teil, die Gespräche und Ergebnisse der zwölf Arbeitsgruppen sowie die Perspektivagenda im zweiten Teil.

**in Frankfurt am Main*

D

Gewalt überwinden (Psalm 85, 9-14) / Eröffnungspredigt

Von Regionalbischöfin Susanne Breit-Kessler, München

Gerechter Friede – Leben in einer gefährdeten Zukunft, Ökumenische Konsultation zur Halbzeit der Dekade zur Überwindung von Gewalt, Freising, 7.- 9. 4. 2005

Liebe Schwestern und Brüder,
Fürst Potjomkin, Freund und Berater der Kaiserin Katharina II., ließ angeblich vor ihrer Krimreise im Jahr 1787 längs der Wolga Attrappen von Siedlungen errichten. Der Fürst wollte die Herrscherin mit schnell aufgebauten Fassaden über den wahren Zustand des neu eroberten Gebietes hinwegtäuschen. Das Bedürfnis, nach außen »hui« zu wirken, obwohl es innen »pfui« aussieht, ist menschlich. Wer mag sich gern damit konfrontieren, dass eine Partnerschaft in der Krise steckt, dass das Recht eines Landes zu wünschen übrig lässt. Das geht hin bis zu Kriegen, die man sich über ästhetisch scheinende Bilder in grünschwarz schön zu dokumentieren versucht. Keine Menschen, keine Toten und Verletzten, bloß scheinbar präzise getroffene Objekte.

Aber sich als erwachsener Christenmensch zu verhalten bedeutet, sich peinlichen und schwierigen Situationen zu stellen, sie anzugehen und aus der Bearbeitung die nötigen Folgerungen zu ziehen. Es braucht die Übereinstimmung zwischen innen und außen, eine konsequente Haltung, bei der der Glaube der Tat entspricht - bei allem, was wir nicht schaffen, nicht leisten können. Derzeit wird in der EU über eine Lockerung des Waffenembargos gegenüber China diskutiert, für die sich der Bundeskanzler wiederholt ausgesprochen hat. Aber ist es nicht so, dass eine Politik, die auf Grund ökonomischer Interessen bereit ist, Waffenexporte an Diktaturen zu billigen, sich auf die Seite der Diktatoren stellt und deren Opfer verhöhnt?

Das Psalmwort, das wir gerade gehört haben, eröffnet eine großartige Vision: Bald wohnt Gottes Herrlichkeit wieder in unserem Land, so verkündet unser Psalm. Dann kommen Güte und Treue zusammen, Recht und Frieden küssen einander. Ein schönes Bild, aber statt Recht und Frieden ist Gewalt allgegenwärtig. Auch in unserem Land gibt es das: Überfälle auf ausländische Mitbürger und auf Asylbewerber. Behinderte Menschen werden misshandelt, alte Menschen verachtet und vernachlässigt. Punker werden von Glatzköpfen, Homosexuelle von scheinbar starken Männern zusammengeschlagen; Kinder missbraucht und misshandelt; Frauen von Kollegen, Freunden, Verwandten vergewaltigt.

Warum überhaupt tun Menschen das einander an... warum gibt es so viel Gewalt, eine »Kultur des Todes«, wie es der verstorbene Papst, der lebenslang für Frieden friedlich kämpfte, genannt hat? Und: Was kann man überhaupt dagegen tun? Wer sich mit Gewalt und Hass beschäftigt, muss sich selbst-kritisch betrachten. Es ist sinnlos und bequem, ein Lamento über die böse Welt und die schlechte Gesellschaft anzustimmen. Die Gesellschaft, der Staat, die Politik, das Recht, die Amerikaner, die Radikalislamisten - nirgendwo kann man sich besser verstecken als in solchen Verallgemeinerungen. Dort, in der Masse lässt es sich unter eiligem Zurücklassen der eigenen Verantwortung leicht entkommen.

Hass und Gewalt sind nicht bloß Ergebnis irgendwelcher Frustrationen und Enttäuschungen, nicht bloße Reaktionen oder Reflexe, für die die Veranlassung woanders zu suchen ist - bei Eltern, Ehepartner, der Umwelt. Solche Theorien schweifen zu weit ab von der eigenen Verantwortung, die jedem Menschen aufgetragen ist. So leicht darf man sich davon nicht verabschieden. Und viele tun es ja auch Gott sei Dank nicht. Wenn ich meine Möglichkeiten zu Hass und Gewalt erkenne, wenn ich die zerstörerischen Tendenzen, die mir wie anderen zu Eigen sind, benennen kann, dann falle ich ihnen weniger leicht zum Opfer. Nur was sich namenlos und unkontrolliert in einem ausbreitet, wird zum Flächenbrand.

Hass ist keine bloße Temperaments-, Erziehungs- oder Milieufrage. Ich kann auch leise hassen, mit meinem Schweigen gewalttätig sein. Meine Ideen, Gedanken und Sätze können andere verletzen, ihnen die Luft zum Atmen und den Raum zum Leben nehmen. Einen Menschen abschießen, ihn vom Tisch bügeln, niedermachen, fertig machen, einen auflaufen lassen, an die Wand drücken, jemandem eins überziehen oder eins auswischen, etwas vor den Latz knallen, auf die Rübe geben, ... Es ist bezeichnend, wie viele Worte es für die gewohnte alltägliche Gewalt gibt. Es ist wichtig, Situationen zu kennen, in denen es in einem selbst zu mörderischen Ausbrüchen kommen kann.

Martin Luther schreibt: »Dies ist das Reich des Glaubens, in dem das Kreuz Christi herrscht, das die angemaßte Göttlichkeit zu Boden wirft und wieder zu Ehren bringt die Menschheit und die verachtete Schwachheit des Fleisches, die man freventlich im Stich gelassen hatte« (Operationes in psalmos). Das ist es - sich nicht mit grauenvollen Folgen aufzuschwingen zu eigener vermeintlichen Allmacht und Allwissenheit, die alles aus dem Weg räumt, was ihr entgegensteht. Am weitesten entfernt von Gott und damit vom wahren Leben ist der Mensch, der restlos von sich selbst überzeugt ist. Er wird weder mit sich selber noch mit anderen wirklich zu Rande kommen, sondern frevelhaft, gnaden- und rücksichtslos sein.

Gott traut uns zu, dass wir mit Gefühlen von Hass, Neid und Wut fertig werden können. Es gibt, selbst wenn wir scheitern, immer wieder die Möglichkeit der Wahl. Es gibt die Möglichkeit der nachdenklichen Konfrontation mit uns selbst und anderen. Die Auseinandersetzung mit dem Gewaltpotenzial in uns lebenslang zu führen, das macht unsere Freiheit aus und ist ein Zeichen unserer Würde.

Menschen verachten das Leben, wenn sie rechthaberisch ohne jede Selbstkritik sind, wenn sie nachlässig mit den ihnen anvertrauten Kindern, Frauen und Männern umgehen, wenn sie auf den Seelen von Kleinen und Großen herumtrampeln und ihre Körper verletzen. Mit alledem töten Menschen den Gottessohn immer wieder; sie schlagen ihn erneut ans Kreuz - ihn, der vorgelebt und vorgemacht hat, wie wirkliches, wahres Leben aussehen kann. Er ist für unsere Sünden gestorben, damit wir uns versöhnen lassen mit Gottes wunderbarem Willen für unser aller Leben. Ein leibhaftiges, übermenschliches Manifest gegen den Tod und alle zerstörerischen Machenschaften, denen man täglich begegnet.

Ein Blick in den Spiegel und dann in die Welt zeigt uns: Wir sind alle Ebenbilder Gottes. Ob dunkelhaarig oder blond, ob olivfarbener Teint oder bleich, ob Sari, Tschador, Poncho, Jeans oder Socken in Sandalen - die Ebenbilder Gottes sollen ungestört leben, wie wir selber ja auch in Frieden leben möchten. Das ist die Konsequenz aus dem Glauben, dass Gott uns wenig niedriger gemacht hat als sich selbst. Jeden und jede hat er mit Ehre und Herrlichkeit gekrönt, wie es im Psalm heißt (Psalm 8,6). Es ist nicht immer leicht, andere zu respektieren. Aber ein Christenmensch muss imstande sein, diesen Respekt auf der Ebene des Geistes, des Verstandes zu erlernen und ihn dann auch mit »Herzen, Mund und Händen« zu praktizieren.

Wir sind unseres Bruders und unserer Schwester Hüter und Hüterinnen. Wir haben die Aufgabe, andere in unsere Obhut zu nehmen, sie in unserem Denken, Reden und Handeln nicht Objekte, sondern Subjekte, eigenständige Individuen sein zu lassen. Wir haben in ihnen das Du zu sehen, das echte Gegenüber. Wer andere behüten, beschützen möchte, der lässt sich anrühren, lässt sich bewegen und in Bewegung setzen von der Gewalt, die es in der Vergangenheit gegeben hat und in der Gegenwart immer noch gibt. Der Psalmbeter spricht: Ich horche auf das, was Gott, der Herr, sagt: Er spricht von Frieden für sein Volk, für alle, die zu ihm gehören, aber sie sollen ihre Torheit nicht wiederholen. Das ist Appell und zugleich enormes Zutrauen.

Gott traut uns zu, dass wir mit Gefühlen von Hass, Neid und Wut fertig werden können. Es gibt, selbst wenn wir scheitern, immer wieder die Möglichkeit der Wahl. Es gibt die Möglichkeit der nachdenklichen Konfrontation mit uns selbst und anderen. Die Auseinandersetzung mit dem Gewaltpotenzial in uns lebenslang zu führen, das macht unsere Freiheit aus und ist ein Zeichen unserer Würde. Im Reden miteinander, im Protest gegen das, was einen zutiefst erschüttert, und im Gebet, das Gott alle Kümmernisse zu Füßen legt, liegt eine Möglichkeit zur Veränderung. Und diese Veränderung kann die ganze Welt erfassen. »Die Treue sprießt aus der Erde hervor, und das Recht blickt vom Himmel herab«, heißt es im Psalm.

Richten wir unseren Blick in die Welt, die unseren tatkräftigen Einsatz verlangt. Im Sudan wurden und werden Hunderttausende von Menschen gleichsam vor den Augen der Weltöffentlichkeit ermordet. Das ist ein himmelschreiender Skandal. UN-Sicherheitsrat und Europäische Union machen sich durch ihre Uneinigkeit, zum Teil auch auf Grund manch wirtschaftlicher Interessen, daran mitschuldig, dass jeden Tag weitere Verbrechen gegen die Menschlichkeit von einem verantwortungslosen Regime und räuberischen Milizen begangen werden. Wir kommen vom Fest der Auferstehung und des Lebens her. Dieses Leben erfordert, sich im Namen Gottes für eine Völkergemeinschaft einzusetzen, die von Mitmenschlichkeit regiert wird.

Man möchte uns gelegentlich einreden, dass wir naiv sind, wenn wir uns für Frieden, Gerechtig-

keit und Bewahrung der Schöpfung einsetzen, dass wir nicht kompetent genug sind, um uns in nationale und internationale Fragen einzumischen. Ich denke nur an die Demonstrationen, die wir Anfang 2003 gegen den damals noch geplanten Irakkrieg durchgeführt haben. In München, wo sich 15 000 Menschen versammelt hatten, tagten gleichzeitig die großen Sieben. Sie warfen dem evangelischen Oberbürgermeister, den Kirchen, den Gewerkschaften und allen, die gekommen waren, um für Frieden zu demonstrieren, Blauäugigkeit vor. Heute sind diese Stimmen leiser geworden - und ich frage mich, wer denn eigentlich naiv gewesen ist...

Wir müssen uns alle miteinander geistig und geistlich bewegen und dort, wo wir sind und arbeiten, Verantwortung übernehmen, um Gewalt zu überwinden und gerechten Frieden in einer Gewalt besetzten Welt zu fördern. Gerechtigkeit muss bedeuten, dass Reichtum einigermaßen gerecht verteilt wird. Das darf nicht zu überzogenen Erwartungen an Geldströme führen, von denen niemand weiß, wo sie herkommen sollen. Wichtiger ist, dass Menschen so, wie sie sind, angenommen, voll und ganz akzeptiert werden - manchmal eben auch armselig, bedürftig, behindert, verletzlich und hinfällig. Wichtiger ist, dass sie sich nach ihren Gaben und Fähigkeiten frei entfalten dürfen und anerkannt ihre Talente einbringen in die Gesellschaft.

Christen sind nicht naiv, wenn sie klug denken, sachlich argumentieren und zugleich ihre Gefühle sprechen lassen. Gott mutet und traut uns zu, Recht und Unrecht zu unterscheiden, Gerechtigkeit zu tun und ihr Gegenteil kritisch aufzuspüren. Bestünde nicht wenigstens eine Chance, dieser Zumutung entsprechen zu können, würde sie nicht an uns herangetragen werden. Lässt man sich darauf ein, eigene und fremde Wahrheit anzuschauen, ist das anfangs unbequem, es kann einem sogar den Appetit verderben und den Schlaf rauben. Lösungen für unsere Probleme, für die vor Ort und in der Welt sind auch nicht gerade leicht zu haben. Auf Dauer aber bringt die aufrichtige Begegnung mit sich selbst und anderen Freiheit.

Statistisch gesehen scheint es bedeutungslos, wenn einige wenige ihr Leben neu gestalten. Aber welche Bedeutung gewinnt so ein Verhalten in den Augen Gottes und der Mitmenschen! Martin Luther hat gesagt: »Wenn eine Stallmagd glaubt, denn merken es die Kühe.« Auch im kleinsten Bereich hat es Sinn, etwas zu verändern - ein Kuss zwischen Recht und Frieden kann die Welt verwandeln. Unsere Umgebung spürt, wenn wir uns freundlicher und hilfsbereiter verhalten. Wenn jemand sich im Spiegel besieht und mit den Worten des 139. Psalms sagt: »Herr, ich danke dir dafür, dass ich wunderbar gemacht bin«, darf er oder sie in Fortsetzung dieses wunderbaren Psalms dankbar denken: »Herr, du hast auch andere wunderbar gemacht.«

Unseren Beitrag zu Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung, unser leidenschaftliches Ja zu Gottes Liebe, kann so aussehen, dass wir nicht bewusstlos konsumieren, sondern uns informieren, woher das kommt, was wir da haben möchten, wie und von wem es hergestellt wurde. Es gibt Gütesiegel, die deutlich machen: Hier wird ein fair gehandeltes Produkt verkauft, bei dessen Herstellung achtsam und rücksichtsvoll mit den Arbeitenden umgegangen wird. Es kann einem nicht gleichgültig sein, wenn Kinder in Indien beim Teppichknüpfen oder Steine klopfen für deutsche Grabsteine sich halb totschuften. Macht es Spaß, mit Fußbällen zu spielen, die in Pakistan von den kleinsten Ebenbildern Gottes produziert werden?

Wir müssen uns alle miteinander geistig und geistlich bewegen und dort, wo wir sind und arbeiten, Verantwortung übernehmen, um Gewalt zu überwinden und gerechten Frieden in einer Gewalt besetzten Welt zu fördern.

Von Kindern, die wie Sklaven zehn Stunden am Tag arbeiten? Oder an Rosen zu riechen, die in Kolumbien von Arbeiterinnen gepflegt und geschnitten werden, die von den verwendeten Pestiziden eingenebelt und schwer krank werden, früh sterben? Wir halten es für selbstverständlich, dass Wasser in unseren Bädern und Küchen fließt - aber einem von drei Menschen auf der Welt fehlt der Zugang zu ausreichendem, sauberen und bezahlbaren Trinkwasser. Es kann uns nicht egal sein, wenn Menschen sterben, weil sie kein frisches Wasser zu sich nehmen können. Es kann uns nicht egal sein, wenn jedes siebte Kind in Deutschland in Armut lebt. Was wir kleinen und großen Geschöpfen Gottes antun, das haben wir ihm selbst angetan.

Jesus sagt: »Wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst und dort kommt dir in den Sinn, dass dein Bruder etwas gegen dich hat, so lass dort vor dem Altar deine Gabe und geh zuerst hin und versöhne dich mit deinem Bruder und dann komm und opfere deine Gabe« (Mt 5,23-24). Versöhnung heißt Frieden schließen, wenn man sich gestritten

hat. Versöhnung ist die Arbeit, die man leistet, um gerechte Verhältnisse zu schaffen. Versöhnung ist die folgenreiche Liebe, mit der man andere ansieht, die aus dem Blick geraten waren. Das wird nicht immer gleich gehen. Aber »der Herr selber gibt Gelingen«, heißt es in unserem Psalm. Unser aller Lebenschance ist es, zu begreifen, dass wir wahre Menschen sein dürfen - mit Schwächen und mit Gaben.

Mit unseren Gaben zu lieben, zart und zärtlich zu sein, behutsam mit uns selbst und barmherzig mit anderen umzugehen. Wir sind nicht Gott, sondern Mensch. Das ist der Herzenstakt, nach dem unsere Gesellschaft funktionieren könnte. Dieser Herzenstakt lehrt, Menschen zu achten und zu ehren - so, dass Recht und Frieden richtig zu flirten beginnen, bis es schließlich zum Kuss und zur Leidenschaft kommt. Nicht ängstliche Moral soll unsere Triebfeder, die Quelle für Denken, Reden und Handeln sein, sondern die Freude, die Lust zu leben und dieses eine, wunderbare Leben, das uns geschenkt wird, mit anderen gerne zu teilen. Ein Fest des Lebens sollten wir täglich feiern!

Lassen Sie, liebe Brüder und Schwestern, bislang unerhörte, freche Alternativen zu dem zu denken, was gang und gäbe ist und das, wo immer es geht, in die Tat umsetzen. Lassen Sie uns ein wild entschlossenes, hoffnungsvolles Ja zum Leben und damit zu Gott sagen. Amen. D

Thementeil I: Die Überwindung von Gewalt und das Reich Gottes

Arbeitslosigkeit als persönliches und gesellschaftliches Problem / Persönliches Zeugnis

Von Heiko Lietz, Schwerin

Gerechter Friede – Leben in einer gefährdeten Zukunft, Ökumenische Konsultation zur Halbzeit der Dekade zur Überwindung von Gewalt, Freising, 7.- 9. 4. 2005

Als in diesem Jahr die Zahl der Arbeitslosen die 5-Millionen-Schallmauer durchbrach, gab es in der Öffentlichkeit ein großes Erschrecken und einen starken Aufschrei. Diese Zahl wurde zu Recht als das empfunden, was sie war: ein gesellschaftlicher Skandal ersten Ranges. Dabei hätte der Aufschrei schon viel früher kommen müssen, denn auch schon zwei, drei und vier Millionen Arbeitslose sind zwei, drei und vier Millionen Arbeitslose zu viel.

Ich bin einer der inzwischen fünf Millionen Arbeitslosen, seit Januar 2004 wieder einmal arbeitslos, also Langzeitarbeitsloser. Mit 62 Jahren ist es fast nicht mehr möglich, noch vermittelt zu werden. Deswegen strebe ich auch jetzt sehr intensiv eine möglichst zeitige Frühverrentung an. Für meine Biografie ist dies aber nur noch die letzte Etappe eines sehr bewegten Lebens zwischen regulärer Erwerbsarbeit, Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, auch kurz ABM genannt und immer wieder eintretenden Phasen von Arbeitslosigkeit.

Ausgebildet wurde ich in der DDR-Zeit an der Rostocker Universität zum Diplomtheologen. 1970 nahm ich meine Tätigkeit als Domprediger und nebenamtlicher Studentenpfarrer in Güstrow in der Mecklenburgischen Landeskirche auf und arbeitete dort genau zehn Jahre. 1979 spitzte sich der Konflikt zwischen mir und der Landeskirche wegen eines kaum noch miteinander zu vereinbarenden Amtsverständnisses zu, so dass ich in der Konsequenz mein Amt niederlegte. Meiner Bitte, in einem anderen Bereich der öffentlichen Wortverkündigung tätig zu werden, wurde zunächst entsprochen. Aber nach einer sehr produktiven und hoffnungsvollen kurzzeitigen Arbeitsphase in einem Neubaugebiet in Rostock wurde mein erst einmal nur zeitlich begrenzter Arbeitsvertrag nicht mehr verlängert, obwohl es mündlich anders vereinbart war. Das war sowohl im kirchlichen als auch im staatlichen Interesse, denn auch die Intervention der Stasi trug dazu ihren Teil bei.

So wurde ich das erste Mal in meinem Leben arbeitslos. So etwas gab es eigentlich gar nicht in der DDR, da verfassungsmäßig nicht nur ein Arbeitsrecht, sondern sogar eine Arbeitspflicht bestand. Aber in diesem Land der unbegrenzten Unmöglichkeiten war auch dies möglich.

Was macht man in einer solchen prekären Situation? Die Türen auch zu einer ganz anderen Arbeit in der Kirche waren mir faktisch verschlossen. Also musste ich mich im nichtkirchlichen Bereich um eine Arbeit bemühen. Es lief auch zunächst gut an. In der Universitätsbibliothek der Rostocker Universität suchten sie einen Bibliotheksmitarbeiter mit Kenntnis in lateinischer und griechischer Sprache. Als der Arbeitsvertrag zum Unterzeichnen paraphiert war und unterzeichnet werden konnte, passierte das nächste Malheur. Nachdem ich mich telefonisch in der Personalabteilung - in der DDR hieß es: Kaderabteilung - der Universität nach dem Stand der Dinge erkundigt hatte - ich wohnte damals in Güstrow - und mir mitgeteilt wurde, dass alles in Ordnung sei, setzte ich mich sofort in den Zug. Dort zwei Stunden später angekommen, teilte man mir mit, dass bedauerlicherweise zwischenzeitlich vom Ministerium eine Weisung gekommen sei, keine Person mehr einzustellen. Von welchem Ministerium, wurde mir verständlicherweise nicht mitgeteilt. Die Staatssicherheit hatte mit ihrer Abteilung 26, Abhören von Telefonaten, gute Arbeit geleistet. Schon damals gehörte ich mit zu den leitenden Personen der sich herausbildenden politischen Opposition und wurde als politischer Staatsgegner abgestempelt und unter dem Decknahmen »Zersetzer« bei der Stasi geführt.

Dieses Spiel, dass Betriebe zunächst Interesse bekundeten, dann aber plötzlich ablehnten, wiederholte sich noch einige Male.

Da wurde meine persönliche Situation langsam immer enger, wie wenn sich eine Schlinge um den Hals immer mehr zuzieht. Ich hatte vier kleinere Kinder zwischen vier und zehn Jahren, für

die ich neben meiner berufstätigen Frau auch zu sorgen hatte. Ich war damals 37 Jahre alt und wollte unbedingt wieder arbeiten, ich hatte mir vielerlei Fähigkeiten angeeignet, die ich auch einsetzen konnte und wollte - aber mir wurde keine Chance gegeben.

Plötzlich wie Strandgut mitten aus dem gesellschaftlichen Lebensstrom an das Ufer gespült zu werden und nicht zu wissen, wie es weitergehen soll, das war schmerzlich und beklemmend. Energien verkümmerten immer mehr und die Hoffnung begann zu sterben. Ich war wie gelähmt. Dies war ein sehr gefährlicher Augenblick, wie ich ihn selten in meinem Leben bisher wahrgenommen hatte. Ich konnte wählen zwischen Panik, Resignation, einen Ausreiseantrag stellen oder dem Kampf ums Überleben. Ich entschied mich für das letzte.

Den folgenden Tag nach dieser Entscheidung werde ich nie vergessen.

Ich fuhr an diesem Tag nach Rostock und trug im wahrsten Sinne des Wortes meine Haut zu Markte. Acht Stunden lang ging ich straßauf, straßab von Betrieb zu Betrieb, pries meine Arbeitskraft an und hoffte, irgendwo einen Job zu bekommen. Welchen, war mir inzwischen schon völlig egal. Hauptsache nur wieder arbeiten, um Geld für das Leben meiner Familie zu verdienen und wieder in den Lebensstrom der Gesellschaft zu kommen. Das waren ganz bittere Stunden, die ich da durchmachen musste. Ich hatte das Gefühl, zu einem Proletarier zu werden, der nichts anderes zu verkaufen hat als seine Arbeitskraft. Bei meiner letzten angelaufenen Stelle bekam ich zumindest einen Hinweis, mich doch einmal in der Kunsthalle in Rostock zu erkundigen. Sie suchten über den Sommer einen technischen Mitarbeiter, wurde mir gesagt. Das tat ich dann auch und tatsächlich klappte es, aber leider auch nur befristet für ein halbes Jahr. Aber das war in diesem Augenblick unerheblich, hatte ich doch erst einmal meinen Fuß wieder zwischen die Tür bekommen. Als diese Zeit zu Ende war und mich der Direktor gerne unbefristet weiter einstellen wollte, bekam er eine Nachricht von seiner vorgesetzten Dienststelle, dass ich für die Kunsthalle ein Sicherheitsrisiko wäre und deswegen der Vertrag auf gar keinen Fall verlängert werden dürfe.

Da war er also wieder, der lange Schatten der Stasi. Und wieder wurde es für mich sehr eng, denn Arbeitslosengeld war in der DDR nicht vorgesehen. Ich machte mich also wieder auf Jobsuche. Und auch dieses Mal wurde ich wieder vor dem endgültigen Aus bewahrt. Dieses Mal versuchte ich es bei der Volkssolidarität, einem Verein zur Betreuung alter und gebrechlicher Menschen. Zunächst wollte der Vorsitzende des Vereins mich gleich abweisen. Als ich ihm aber zu verstehen gab, dass ich diesen Raum nicht eher verlassen werde, bis wir miteinander einig werden, kam es zu einem ausführlicheren Gespräch. Am Ende bekam ich eine unbefristete tägliche 4-Stunden-Arbeit als Hauswirtschaftspfleger und Essensträger bei einem Stundenlohn von 1.53 DDR-Mark brutto, monatlich etwa 150 DDR-Mark. Sein Kommentar: Ich kann Sie doch nicht auf der Straße liegen lassen.

Die Stasi hatte diese Aktion vermutlich nicht mitbekommen. Damit begann meine etwas anders gestrickte Berufskarriere vom Amtsträger zum Essenträger. Nie werde ich diesen beglückenden Augenblick vergessen, wo ich unter einen unbefristeten Arbeitsvertrag meine Unterschrift setzen konnte, auch wenn die ausgehandelten Bedingungen mehr als kümmerlich waren. Doch sie reichten aus, um in ihnen sieben Jahre tätig zu sein.

Nach einem kurzen Intermezzo - dann doch noch in der Kirche in einer kleinen Dorfgemeinde in dem von mir gewünschten Tätigkeitsfeld - führten wir dann im Herbst 1989 die friedliche Revolution durch, die die etablierten Verhältnisse zunächst zum Tanzen und dann zum Einsturz brachten. Ich gehörte mit zu den Aktivisten der ersten Stunde, u. a. als Vertreter des NEUEN FORUM am Zentralen Runden Tisch in Berlin.

Das erste Mal in meinem Leben verdiente ich jetzt mit meiner politischen Arbeit mein Geld, und zwar als 1. Landessprecher des NEUEN FORUM in Mecklenburg-Vorpommern.

Doch als ich zwei Jahre später in den Bundesvorstand von BÜNDNIS 90 gewählt wurde, musste ich wegen Unverträglichkeit der Satzung des NEUEN FORUM den Landesvorsitz niederlegen und wurde das erste Mal in dem nun vereinigten Land wieder arbeitslos. Das war schon bitter. Ich gehörte zu den ersten Kindern, über die sich die fressende Revolution hermachte. Mit diesem Zeitpunkt begann meine vieljährige ABM-Karriere.

Die erste von 1993 - 1994, die zweite von 1995 bis 1997, die dritte im Jahr 2000, jeweils in sozialen Bereichen angesiedelt. In den Zwischenzeiten war ich arbeitslos. Aber schmerzlich war

dieser Zustand nur das erste Mal 1992, als ich mich plötzlich auf den harten Stühlen eines überfüllten Arbeitsamtes wieder fand und, anders als zu DDR-Zeiten, jede Menge Formulare ausfüllen musste, um wenigstens Arbeitslosengeld beziehen zu können. Zu Hause angekommen, musste ich feststellen, dass eine meiner Töchter mehr Arbeitslosengeld nach Hause brachte, obwohl sie bis dahin kaum gearbeitet hatte. Das sind schon Merkwürdigkeiten.

Die späteren Gänge zum Arbeitsamt wurden dann schon mehr und mehr zur Routine. Die arbeitslosen Zwischenzeiten füllte ich, im Gegensatz zu sehr vielen anderen Arbeitslosen, sehr intensiv mit ehrenamtlicher gesellschaftlicher und politischer Arbeit aus, zu der ich sonst lange nicht so viel Zeit gehabt hätte, auch wenn es finanziell dadurch immer recht knapp wurde. Ich entwickelte für mich sozusagen eine alternative Arbeitslosenkultur. Ich wurde Landessprecher zunächst von BÜNDNIS 90 und nach der Vereinigung mit den Grünen von BÜNDNIS 90 / DIE GRÜNEN. Ich war neun Jahre Fraktionsvorsitzender dieser Gruppierungen im Güstrower Kreistag, konnte in zwei Kommissionen des Landtags mitarbeiten, unter anderem in der Verfassungskommission, wurde für drei Jahre Sprecher der Landesarmutskonferenz und arbeitete eine Wahlperiode als Landessynodaler, um nur einiges einmal zu benennen.

1994 versuchte ich noch einmal ernsthaft, wieder in den kirchlichen Dienst zurückzukommen. Dazu gab es einen guten Anlass. Ich hatte in der 2. Wahlperiode erneut als Spitzenkandidat der Bündnisgrünen für den Landtag kandidiert. Wir scheiterten aber wieder an der 5%-Hürde. Da die wichtigste politische Arbeit der revolutionären Phase abgeschlossen war, ich mich auch in der neu gegründeten Partei der Bündnisgrünen immer unwohler fühlte, hatte ich große Lust, die 1989 unterbrochene Arbeit in meiner kleinen Dorfgemeinde unweit von Güstrow wieder aufzunehmen. Ich bewarb mich also um die immer noch vakant gebliebene Stelle eines kirchlichen Mitarbeiters. Doch statt dass mir die Landeskirche freundlich entgegenkam, baute sie für meine Rückkehr so hohe und nicht nachvollziehbare Hürden auf, dass ich völlig resigniert und auch zutiefst verletzt meine Bewerbung wieder zurückziehen musste. Das war einer der schwärzesten Tage meines Lebens. Eine Rückkehr in für mich vertraute und normale berufliche Verhältnisse war damit endgültig ausgeschlossen. Das war wirklich bitter. So musste ich also weiter vagabundieren, um über die Runden zu kommen.

Im Jahr 2000 normalisierte sich für mich noch einmal für drei Jahre meine Arbeitssituation. Ich wurde Projektleiter in einem Projekt, das wir vom Koordinationskreis der Ökumenischen Basisgruppen und Initiativen beim Bundesumweltamt und Bundesumweltministerium beantragten und auch genehmigt bekamen. Es ging um die Zusammenführung von Gruppen des Konziliaren Prozesses für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung mit dem inzwischen stärker werdenden Lokale-Agenda-21-Prozess. Das war eine sehr interessante, wenn auch mitunter recht schwierige Arbeit, die mir aber viele neue Erkenntnisse und Einsichten in die bundesweite Arbeit der Zivilgesellschaft brachte. Aber nach drei Jahren war auch diese geordnete Arbeit wieder zu Ende und so bin ich jetzt da angekommen, wo ich mich augenblicklich befinde.

Aber auch diese neue Arbeitslosenphase habe ich voll genutzt. Ich habe mir in Schwerin ein Bürgerbüro eingerichtet, das inzwischen auch die Koordinationsstelle der Ökumenischen Basisgruppen ist, wandle als 2. Sprecher der Landesarmutskonferenz wieder auf vertrauten Wegen, koordiniere die Arbeit des regionalen Sozialforums in der Region Westmecklenburg und bin seit zwei Jahren aktiv eingebunden in die Vorbereitung des 1. Sozialforums in Deutschland im Juli in Erfurt. An Langeweile muss ich also nicht leiden.

Nun noch ein kleines allgemeines Resümee am Schluss meiner Ausführungen:

Solange die Erwerbsarbeit die einzige Möglichkeit bietet, ein selbstbestimmtes Leben zu führen, ist die Arbeitslosigkeit eine schwer zu verkraftende Zumutung. Menschen werden daran gehindert, wirklich ein lebendiger Teil des gesellschaftlichen Ganzen zu sein. Denn nur wenige können mit ihrer Arbeitslosigkeit so offensiv und kreativ umgehen, wie ich es in all den Jahren praktiziert habe. Aber auch bei mir haben diese Jahre tiefe Spuren und erhebliche Verletzungen hinterlassen. Ich bin sehr froh, der drohenden Hartz-IV-Strangulierung durch den Sprung in den Vorruhestand entgehen zu können. Aber die meisten müssen in den sauren Apfel beißen, müssen sich unwürdigen Befragungen unterziehen und sich auf ein Leben zweiter Klasse einrichten. Wenn eine Gesellschaft diese Verhältnisse sogar in Gesetze zementiert, wie das augenblicklich in der Agenda 2010 passiert, dann habe ich Angst um die Zukunft dieser Gesellschaft und um alle, die in ihr leben, auf welcher Seite der Arbeit auch immer. D

Dein Reich komme – Überwindung von Gewalt im Lichte des Reiches Gottes

Von Prof. Dr. Franz Segbers, Marburg

Gerechter Friede – Leben in einer gefährdeten Zukunft, Ökumenische Konsultation zur Halbzeit der Dekade zur Überwindung von Gewalt, Freising, 7.- 9. 4. 2005

Wir halten inne zu einer Halbzeit. Für die Jahre 2001 bis 2010 hat der Ökumenische Rat der Kirchen eine »Ökumenische Dekade zur Überwindung von Gewalt« ausgerufen. »Wir sind der festen Überzeugung, dass die Kirchen aufgerufen sind, vor der Welt ein klares Zeugnis abzulegen von Frieden, Versöhnung und Gewaltlosigkeit, die auf Gerechtigkeit gründet. .. wir müssen aufhören, reine Zuschauer der Gewalt zu sein oder sie lediglich zu beklagen.« Gleichzeitig hatte die Ökumenische Vollversammlung 1998 in Harare/Simbabwe zu einem *processus confessionis*, einer ökumenischen Beratung über ökonomische Ungerechtigkeit und Naturzerstörung im Kontext der Globalisierung aufgerufen. Beides steht in der Tradition des Konziliaren Prozesses für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung.

»Wo bleibt Euer Aufschrei? In der globalen Wirtschaft herrscht die pure Anarchie. Die Gier zerfrisst den Herrschern ihre Gehirne.«[1] - Wo bleibt der Aufschrei? Diesen Appell richtet Heiner Geissler, früherer Generalsekretär der CDU, an die Kirchen, an SPD und CDU. Längst ist die Globalisierung bei uns angekommen. Die Sozialsysteme geraten unter Druck. Auch profitabel arbeitenden Betrieben in Deutschland wird mit Verlagerung gedroht, wenn die Beschäftigten nicht bereit sind, eine Verschlechterung ihrer Arbeitsbedingungen und Kürzung der Löhne hinzunehmen. Die 30 größten börsennotierten DAX-Unternehmen Deutschlands haben ihre Gewinne im vergangenen Jahr auf zusammen 35,7 Mrd. Euro verdoppelt und dennoch im Inland knapp 35.000 Stellen gestrichen. Profiteure des Gewinnsprungs sind die Aktionäre. An sie fließen so viel Dividenden wie zuletzt vor fünf Jahren.[2] Mitten im Standortgejammer zeigt sich: Die Globalisierung sichert den Kapitaleignern immer höhere Gewinne, auch wenn Menschen und Natur vor die Hunde gehen. Die Arbeitszeiten erreichen ein Hoch, die Löhne sinken. Kann es da ein aktuelleres Thema geben als jenes, das mit den Stichworten Leben in einer gefährdeten Welt - Gerechtigkeit und Frieden - Überwindung von Gewalt im Lichte des Reiches Gottes?

Wer Frieden will, der muss sich auch mit der strukturellen Gewalt der ökonomischen Rahmenbedingungen und der Dominanz wirtschaftlicher Macht auseinandersetzen. Denn Frieden ist nicht ein Zustand, sondern ein Prozess, der zwar nicht ohne ein Ziel ist, aber nie fertig wird. Das Ziel heißt in der biblischen Tradition: Schalom - Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung. Auf dem Weg zu diesem Ziel ist das Leben ein ständiger Kampf: ein Kampf ums Überleben für Millionen weltweit - auch bei uns - um die Verteilung und die Teilhabe an Gütern und Macht, also am Haben und Sagen. Friede ist die Gestalt dieser Teilhabe und Krieg das massivste Instrument der Gewalt im Kampf um Güter und Macht. Die Konflikte im Kampf um Reichtum und Macht werden härter und nehmen an Schärfe zu.

»Wo bliebt Euer Aufschrei?« fragt Heiner Geissler. Auch die biblische Glaubensgeschichte beginnt mit einem Aufschrei - einem Aufschrei der unterdrückten Hebräer in Ägypten. »Ich habe das Elend meines Volkes in Ägypten gesehen und ihr Geschrei über ihre Bedränger gehört.« (1 Mos 3,7) Am Anfang unserer Glaubensgeschichte steht ein Aufschrei, der gehört wird. Hierin liegt der Grund der Hoffnung, dass Gott den Aufschrei aller Menschen hört und eine Geschichte in Gang kommt, die Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit nicht nur proklamiert, sondern sich immer mehr tatsächlich durchsetzt. Wir gehören in diese Geschichte. Eine theologische Antwort auf die drängenden Fragen unserer Zeit zu geben, kommt deshalb nicht an einem Hören auf diesen Aufschrei in unseren Tagen vorbei. Dieses Hören gehört zum Realismus des Reiches Gottes.

I.

Ein eisiger Sturm fegt über Deutschland. Unbarmherzig und immer bedrohlicher hinterlässt er eine Spur der Verwüstung. Die Menschen sind verunsichert. Ungerechtigkeit, Verzweiflung, ohnmächtige Wut. Sie verstehen nicht, warum einem Facharbeiter, der ein Leben lang in die Arbeitslosenversicherung gezahlt hat, nur zwölf

Monate von einem Leben in Sozialhilfe trennt. Sie verstehen nicht, warum die Renten besteuert und gleichzeitig die Steuern für die Wohlhabenden gesenkt werden. Jetzt gilt jede Arbeit als zumutbar. Wer sich weigert, dem wird die Sozialleistung gekürzt und am Ende mit einem 1-Euro-Job gedroht. 2003 lebten 2,8 Millionen von Sozialhilfe, davon 1,1 Millionen Kinder. Durch die Hartz-Reformen sind jetzt 6 Millionen Menschen auf einen Lebensstandard, auf ein Sozialhilfeniveau gedrückt, das real unter dem von 2003 liegt. Unter diesen mehr als 1,5 Millionen Kinder. Der aktuelle Armutsbericht der Bundesregierung hat den Trend gezeigt: Immer mehr Menschen verarmen und immer mehr bereichern sich. In keinem entwickelten Land steigt die Kinderarmut so rasant wie in Deutschland, so jüngst die UNICEF. Während der gesellschaftliche Reichtum Jahr um Jahr steigt, werden Schulen, Schwimmbäder und Büchereien geschlossen. Privater Reichtum, öffentliche Armut und private Armut - das ist in der Tat eine der Markierungen für die Situation, in der wir uns befinden.

Ein eisiger Sturm fegt über Deutschland. Unbarmherzig und immer bedrohlicher hinterlässt er eine Spur der Verwüstung. Die Menschen sind verunsichert. Ungerechtigkeit, Verzweiflung, ohnmächtige Wut.

Der Widerstand nimmt zu. Während die Bürger im vergangenen Herbst bei Montagsdemonstrationen ihren Protest auf die Straßen tragen, sinnieren die, die unter den Reformen nicht zu leiden haben, ob man denn überhaupt zu Recht von Montagsdemonstrationen sprechen dürfe. »Damit es endlich besser wird« hieß es auf der Demonstration am 3. April 2004 in Berlin, Köln und Stuttgart, um gegen die Bundesregierung und ihre Agenda 2010 zu protestieren. Was aber kaum jemand weiß: Die Reform Agenda 2010 ist längst über ganz Europa eingebrochen, beschlossen von den Staats- und Regierungschefs der EU. Und am 13. März protestieren mehr als 60.000 in Brüssel gegen die Agenda 2010. Hartz IV heißt überall anders und ist in Europa überall gleich.

In den fünfziger und sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts war man davon überzeugt, dass die Erste Welt, dass wir mit unserem Lebensstil, mit unserer Technik, mit unserem Wissen, der Dritten Welt die Zukunft zeigen. Heute allerdings gilt das Gegenteil: Wir können schon jetzt besichtigen, worauf wir uns hinbewegen. Die gegenwärtige Globalisierung der Wirtschaft, die Verlagerung der Produktion in Länder, in denen es billiger zugeht, bringt nicht nur unsere Industrien in die Dritte Welt, sondern auch die Dritte Welt zu uns. Wir entdecken immer mehr Zonen der Dritten Welt mitten unter uns. Die soziale Frage, die erledigt schien, kehrt zurück. So kommt der Begriff der Dritten Welt wieder zu seiner Ursprungsbedeutung. Denn er war keineswegs nicht nur geografisch zur Aufteilung der Welt gemeint, sondern auch sozial - für die, die unten stehen. Der Bericht der UNO »Über die menschliche Entwicklung« aus dem Jahr 1996 weist die Gefahren der Verarmung vieler im Süden wie im Norden einerseits und die Bereicherung weniger im globalen Süden und globalen Norden andererseits auf. Der Reichtum von 358 Milliardären übersteigt das Gesamteinkommen der armen Länder, in denen fast 45% der Menschheit leben, heißt es eindringlich im dem UNO-Bericht. »Wenn die derzeitigen Trends anhalten, dann wird das wirtschaftliche Gefälle zwischen Industrie- und Entwicklungsländern Ausmaße annehmen, die nicht mehr nur ungerecht, sondern unmenschlich sind;« erklärte J.G. Speth, Generalsekretär des UNO-Entwicklungsprogramms.[3] Globalisierung meint: Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit machen nicht mehr vor den Ländern des globalen Nordens halt.

Das, was die westliche Welt in den siebziger und achtziger Jahren durch den Internationalen Währungsfonds oder die Weltbank der Dritten Welt mit sog. Strukturanpassungskonzepten aufgenötigt hat, entpuppt sich heute vom Ansatz her also als unsere eigene Zukunft. Die »Ökumenische Dekade zur Überwindung von Gewalt« für die Jahre 2000 bis 2010 hat eine bislang unbeachtet gebliebene Parallele in Europa und in Deutschland: das Projekt der Agenda 2010. Es ist ein Großprojekt, das die europäischen Regierungschefs in Lissabon vereinbart haben mit dem ehrgeizigen Ziel, bis zum Jahre 2010 Europa zur wettbewerbsstärksten Wirtschaftsregion im Rahmen der Globalisierung zu machen. Der IWF nennt die Agenda 2010 »ziemlich genau das, was wir vom IWF immer wieder gefordert haben«.[4] Kürzung von Arbeitslosengeld, Druck zur Aufnahme jeder belieben Arbeit, Kürzung von Sozialausgaben, abgesenkter Kündigungsschutz, Ein-Euro-Jobs, Ich-AG und Mini-Jobs für einen Niedriglohnsektor. Die Agenda sei nur ein erster Schritt eines viel weiter reichenden, umfangreicheren Projektes - so der IWF zur größten Kürzung von Sozialleistungen seit 1949. Der dieses Lob auf die umstrittene Reformpolitik 2003 gesprochen hatte, ist heute Bundespräsident der

Bundesrepublik Deutschland. Die Agenda 2010 ist Teil einer weltweiten neoliberalen Offensive, die vom IWF mit Lob bedacht wird, aber auch das Mittel, die Globalisierung im eigenen Haus durchzusetzen. Die Agenda 2010 ist das regierungsamtliche Programm der Strukturanpassung unseres Sozialstaates an die Globalisierung.

II.

Was genau mit Globalisierung benannt wird, ist keineswegs eindeutig. Die einen sehen in der Globalisierung eine große Hoffnung auf eine Steigerung des Wohlstands für alle, eine Verbesserung von Lebensstandard und Lebensqualität. Den Anderen ist die Globalisierung zu einem Albtraum geworden, welche die sozialen und ökologischen Werte zerstört, Lebensverhältnisse unter das Diktat der Ökonomie zwingt und alles allein auf die Schaffung von Marktwerten ausrichtet, den *Shareholder-value*. Der katholische Sozialethiker Friedhelm Hengsbach spricht von einer »Allzweckwaffe«. Ähnlich Robert M. Solow, Nobelpreisträger für Wirtschaftswissenschaften, der die Globalisierung »eine wunderbare Ausrede für manche Dinge«[5] nennt. Was aber bedeutet Globalisierung? Ich möchte mich auf die Definition eines Mannes beziehen, der es wissen muss. Percy Barnevik, Präsident des Asea-Brown-Bovery-Gruppe (ABB), einer der mächtigsten Konzerngruppen der Welt: »Ich definiere Globalisierung als die Freiheit unserer Firmengruppe zu investieren, wo und wann sie will, zu produzieren, was sie will, zu kaufen und zu verkaufen, wo sie will, und alle Einschränkungen durch Arbeitsgesetze oder andere gesellschaftliche Regulierungen so gering wie möglich zu halten.«[6] In aller Deutlichkeit besagt dies, dass die ökonomische Macht den zentralen Faktor darstellt. Grundlegend ist die unverhohlene Absicht, die eigenen Interessen gegen die anderer durchzusetzen. Jede Veränderungsstrategie wird daher diesen Aspekt der Macht als gesellschaftspolitischen und ökonomischen Tatbestand reflektieren müssen.

Ist eine globale Wirtschaft aber überhaupt ethisch gestaltbar oder müssen wir wieder auf Max Weber zurückgreifen, der den Kapitalismus seiner Zeit als ein »stahlhartes Gehäuse« bezeichnet hatte, das a-ethisch sei, eine »herrenlose Sklaverei«, das keiner ethischen Grundlegung bedarf und sich auch einer solchen vom Ansatz bereits entzieht. Milton Friedmann, Schüler des nobelpreisgeehrten Friedrich August Hayek, hat diesen Abschied von der Gestaltungsfreiheit so auf den Nenner gebracht: »Die wirtschaftenden Personen sind letztlich nichts anderes als Marionetten der Gesetze des Marktes.«[7] Der Markt wird gleichsam von Naturgesetzen bestimmt, nicht vom Menschen als einem handelnden Subjekt. Die wirtschaftlich Handelnden vollziehen lediglich die Gesetze des Marktes. Der Markt ist im Gegenzug zu einem agierenden Subjekt avanciert. Es gibt keine Täter, jeder ist nur willenloses Rädchen in einem großen Getriebe, in dem alle Opfer bringen müssen. Alle müssen mitmachen, da es keine Alternativen gibt. Von Hayek illustriert die ethische Entsorgung des Subjekts mit der Verantwortung für den Ausbruch eines Vulkans. So wenig man einen Vulkan für seine Zerstörung verantwortlich machen könne, so auch nicht den Markt. Ob Arbeitslosigkeit, Hunger, Obdachlosigkeit oder ein Vulkanausbruch - es existiert »kein Subjekt, von dem eine solche Ungerechtigkeit begangen werden kann«.[8]

Die »Ökumenische Dekade zur Überwindung von Gewalt« für die Jahre 2000 bis 2010 hat eine bislang unbeachtet gebliebene Parallele in Europa und in Deutschland: das Projekt der Agenda 2010. Es ist ein Großprojekt, das die europäischen Regierungschefs in Lissabon vereinbart haben mit dem ehrgeizigen Ziel, bis zum Jahre 2010 Europa zur wettbewerbsstärksten Wirtschaftsregion im Rahmen der Globalisierung zu machen.

Die Abwehr von Alternativen oder Gestaltungsoptionen tritt in zwei Varianten auf, die sich vorzüglich ergänzen: in der Variante Sachzwang und einer normativen Variante eines unerschütterlichen Glaubens an den Markt. Dieser Doppelklang hört sich so an: Der globale Wettbewerb zwingt uns (*Sachzwangargument*), aber letztlich dient es dem Wohl aller (*Gemeinwohlfiktion*).[9]

III.

Die Agenda 2010 wurde in diesen Tagen einer Halbzeitbilanz unterzogen. Das Ergebnis ist mager, als Ursache jedoch wird nicht zu viel Wettbewerb und Liberalisierung analysiert, sondern zu wenig ausgemacht. Die Halbzeit wird zum Anlass genommen - trotz fehlender Erfolge - dem Patienten Europa nun noch mehr von der gleichen Medizin zu verabreichen: Längere Lebensarbeitszeit, Lockerung des Kündigungsschutzes, Senkung der Arbeitslosenunterstützung usw.

Voller Zuversicht verbreitet der zu Grunde gelegte Wim-Kok-Bericht wortwörtlich die Gemeinwohlfiktion voller Zuversicht, »dass das Morgen besser sein wird als das Heute«.[10] Was auch immer der Markt von uns fordert, es dient letztlich dem Gemeinwohl. Wenn wir heute den Besserverdienenden Steuersenkungen schenken, dann bekommen wir morgen dafür Arbeitsplätze. Wenn wir heute den Ladenschluss aufheben, werden wir morgen dafür 200.000 Arbeitsplätze erhalten. Wenn wir heute den Kündigungsschutz lockern, werden wir morgen mit Arbeitsplätzen beschenkt.

Als die Krise um den Opelstandort sich im Herbst letzten Jahres zuspitzte, belehrte die FAZ in einem bezeichnenden Kommentar mit dem Titel »Ohrfeigen von der unsichtbaren Hand«: »Die unsichtbare Hand des Marktes streichelt den, der zur Anpassung fähig ist, und sie ohrfeigt den, der sich der Anpassung verweigert.«[11] Der Markt gebärdet sich wie ein handelndes Subjekt - das offenbar streicheln und ohrfeigen kann. Handeln wird zur Bereitschaft zur alternativlosen Anpassung um den Preis des Untergangs oder Überlebens. Die unerschütterliche Gewissheit, die mit dieser Politik verfolgt und als einzig wahr verkündet wird, ist ein Vertrauen auf die »unsichtbare Hand« des Marktes.

Woher stammt der Begriff? Der Begriff stammt von Adam Smith, dem Begründer der modernen Marktwirtschaft. Kaum bekannt ist allerdings, dass Adam Smith ihn keineswegs nur metaphorisch verstanden hat, sondern einen theologischen Hintergrund angesprochen hatte. Smith sah in der Welt ein göttliches Wesen wirksam. Eine göttliche Vorsehung leite in Güte das Weltgeschehen. Wo die Dinge ihrem natürlichen Lauf überlassen sind, herrscht die unsichtbare göttliche Hand. Das Prinzip des Laisser-faire heißt bei Adam Smith, Gott die Ehre zu geben und Gottes unsichtbarer Hand zu vertrauen.

Was ist die Konsequenz dieser Feststellung? Ökonomie und Vertreter der Ökonomie, die sich so unerschütterlich auf die unfehlbare Richtigkeit der Marktgesetze berufen, gründen auf einer weltanschaulichen Überzeugung, einer »Wirtschaftstheologie.«[12] Dieses Vertrauen auf den Markt ist zutiefst religiös begründet. Alexander von Rüstow, der Begründer jener wirtschaftstheoretischen Richtung, die man später Soziale Marktwirtschaft nennen sollte, hat dies in seiner leider unbekannt gebliebenen Schrift, die er im Istanbuler Exil 1945 unter dem bezeichnenden Titel »Das Versagen des Wirtschaftliberalismus als religionsgeschichtliches Problem«[13] verfasst hat, wissenschaftlich nachgewiesen. Ökonomen, die sich auf das Paradigma der unsichtbaren Hand beziehen, nennt er »Gläubige einer falschen deistischen Theologie.«[14,15] Wir haben es also mit einer theologischen Rechtfertigung des Kapitalismus zu tun. Der Schweizer Ökonom Hans Christoph Binswanger nennt Politiker und Ökonomen, die nach wie vor der »unsichtbaren Hand« vertrauen, eine »Glaubensgemeinschaft.«[16] Diese religiöse Begründung, die Adam Smith so unerschütterlich an das gute Ergebnis der Kräfte des Marktes glauben ließ, ist heute völlig unbekannt. Doch der Glaube selber besteht weiterhin ungebrochen und unerschütterlich in säkularer Gestalt fort.

Die Abwehr von Alternativen oder Gestaltungsoptionen tritt in zwei Varianten auf, die sich vorzüglich ergänzen: in der Variante Sachzwang und einer normativen Variante eines unerschütterlichen Glaubens an den Markt.

IV.

Das Wiederaufleben der Rede von einer »unsichtbaren Hand« zeigt, dass der Neoliberalismus auf den Stand einer religiös begründeten Weltanschauung zurückgefallen ist. Das Glaubensmotiv der »unsichtbaren Hand« ist in säkularisierter Form zurückgekehrt.[17] Der Neoliberalismus ist also keineswegs neu. Er ist sehr alt und knüpft heute lediglich in säkularer Sprache an den weltanschaulich-metaphysischen Gewissheiten einer längst überwunden geglaubten »Wirtschaftstheologie« an. Theologie und Kirche kommen angesichts dieser Wiedergeburt eines achselzuckendes Urvertrauens in das »schonungslose Walten der unsichtbaren Hand«,[18] wie Jürgen Jeske in der FAZ das Desaster der globalen Finanzkrisen kommentiert, eine wichtige religions- und ideologiekritische Aufgabe bei der Entzauberung dieser »Wirtschaftstheologie« zu. Ökonomische Aufklärung tut not, welche die sichtbare Hand des eingangs genannten Percy Barnevik und anderer hinter der unsichtbaren des Marktes erkennen lässt. Diese Religionsaufklärung entzieht dem Gerede von der »unsichtbaren Hand« den Boden und die Legitimation. Kein unwichtiger Beitrag, den Kirche und Theologie leisten können, denn kein System kann ohne Legitimation bestehen.

Der französische Soziologe Pierre Bourdieu kritisiert ein Einheitsdenken (pensée unique), das sich mit dem »Schein der *Unausweichlichkeit*.«[19] umgibt. Diese Frage der Gestaltbarkeit ist von zentraler theologischer und ethischer Bedeutung. Die Rede vom Reich Gottes behauptet nämlich eine Gestaltbarkeit in der Geschichte, auch wenn die Tat der Menschen und die Gottes nicht als konkurrierende Größen gelten können. Das Reich Gottes enthält die Hoffnung darauf, dass auch unter den Bedingungen der gegenwärtigen Globalisierung die Hoffnung begründet ist, dass Gestaltbarkeit möglich und nötig ist, damit das Subjektwerden aller Menschen in Freiheit und Gerechtigkeit wenigstens anfanghaft und zeichenhaft realisiert werden kann. Die Rede vom Reich Gottes ist der Widerspruch gegen alle behauptete Unmöglichkeit, die Verhältnisse so gestalten zu können, dass Menschen zu ihrem Recht kommen. Das Reich Gottes ist also Paradigma für eine Hoffnung, die menschlicher Anstrengungen bedarf, durch Gottes Geist ermöglicht und getragen, deren Vollendung aber allein Gottes Tat ist. Die Rede davon, dass es keine Alternative gebe und Globalisierung nicht gestaltbar sei, spricht dem Reich Gottes jegliche verändernde Kraft ab.

Der Neoliberalismus ist also keineswegs neu. Er ist sehr alt und knüpft heute lediglich in säkularer Sprache an den weltanschaulich-metaphysischen Gewissheiten einer längst überwunden geglaubten »Wirtschaftstheologie« an. Theologie und Kirche kommen angesichts dieser Wiedergeburt eines achselzuckendes Urvertrauens in das »schonungslose Walten der unsichtbaren Hand«(...) eine wichtige religions- und ideologiekritische Aufgabe bei der Entzauberung dieser »Wirtschaftstheologie« zu.

1. Zwischenergebnis: Die Option der Gestaltbarkeit will eine globale Wirtschaft gestalten, die sich selber als nichtgestaltbar begreift.[20]

Die Gestaltbarkeit der globalisierten Wirtschaft wird auf eine noch grundsätzlichere Weise von der 1991 veröffentlichten Denkschrift der EKD »Gemeinwohl und Eigennutz« infrage gestellt, die nach einer Würdigung der Marktwirtschaft als Erfolgsmodell direkt fortfährt:

»Freilich wächst zugleich die Einsicht, dass die Erde, ökologisch betrachtet, eine Ausdehnung der Lebensverhältnisse in den Industrieländern auf die ganze Welt nicht zu tragen vermag: Im globalen Maßstab sind weder der Energie- und Ressourcenverbrauch noch der Schadstoffausstoß in den Industrieländern schöpfungsverträglich. Umso dringlicher stellt sich angesichts der Ungleichheit der gegenwärtigen Lebensverhältnisse die Frage der sozialen Gerechtigkeit.«[21]

Dieser hochbrisante Text besagt: Eine Universalisierung und Globalisierung der Marktwirtschaft darf nicht sein, weil durch eine weltweite Ausdehnung der industriellen Lebensverhältnisse ein ökologischer Kollaps eintreten würde. Konkret: Falls nur China mit seiner Bevölkerung von über einer Milliarde Menschen den Lebensstandard der westlichen Industrieländer, beispielsweise der gleichen Anzahl von Autos, erreichen wollte, wäre dies die sichere ökologische Katastrophe. Die aktuelle Rohstoffknappheit ist ein nur bescheidener Vorgeschmack von zu erwartenden Verteilungskonflikten.

2. Zwischenergebnis: Zur Gestaltbarkeit gehört die Universalisierbarkeit. Diese ist jedoch aus ökologischen Gesichtspunkten heraus nicht möglich.

Man müsse die Globalisierung akzeptieren, aber zugleich ethisch gestalten - heißt es. Transparenz der Finanzmärkte, Maßnahmen zur Stabilisierung der Wechselkurses, Monitoring zur Einhaltung von ökologischen und sozialen Standards, Entschuldung hochverschuldeteter Entwicklungsländer sind vernünftige Maßnamen - doch reicht ein solches defensives Sicherheitsnetz aus? Krisenfreiheit einer globalen Marktwirtschaft wird so nicht zu erreichen sein. Zu beurteilen sind also Maßnahmen auf globaler Ebene danach, ob sie die Krisentendenzen fördern oder dämpfen. Diese Überlegungen laufen darauf hinaus, nicht nur nach Regeln einer Gestaltung der Globalisierung zu suchen, so als wäre die Globalisierung ein unabänderliches Naturereignis, das man durch Gartenpflege menschengerecht machen könne. »Es geht nicht nur um eine reaktive Ordnungspolitik, die den Akteuren der Globalisierung alle Freiheiten belässt, sondern um Eingriffe ins Wirtschaftsgeschehen nach der Maßgabe von politischen Zielvorgaben wie Einkommens- und Beschäftigungssicherung oder Verteilungspolitik. ... Doch es ist entscheidend, nicht nur die Globalisierung zu gestalten, sondern den Akteuren der Globalisierung Grenzen zu setzen.«[22] Gestaltungsfragen sind Machtfragen. Schon Alexander Rüstow stellte als Einsicht aus der Weltwirtschaftskrise der 30er Jahre die Forderung auf: Der Staat müsse gegenüber der

Wirtschaft, »Marktpolizei«[23] auftreten, die also der Macht der Wirtschaft polizeiliche Macht entgegensetzt.

3. Zwischenergebnis: Die Gestaltbarkeit einer globalen Wirtschaft setzt voraus, dass konkrete Ziele benannt werden, die der Ökonomie gesetzt werden. Doch gerade dieser Eingriff widerspricht einer neoliberalen Ökonomie.

Grundvoraussetzung aller Strategien der Veränderung ist der Primat der Politik, den alle wirtschaftsethischen Konzeptionen als Ausgangspunkt bestimmt haben. Doch wer könnte als Akteur diesen Primat der Politik einlösen? Hat nicht der Staat längst seine nationalstaatliche Handlungsfähigkeit abgetreten? Das jedenfalls fordert Carl Christian von Weizsäcker: »Die Weltprobleme werden dadurch gelöst, dass man der Wirtschaft die Führungsrolle vor der Politik überlässt. Wenn unter dem Primat der Politik eine weit gehende Politisierung des Wirtschaftsgeschehens verstanden sein soll, dann kann dies nur in Stagnation, also letztlich in der Katastrophe enden.«[24] Wer den Primat der Politik einfordert, der muss präzise erklären, welche Ziele er meint und wie er die Handlungsfähigkeit der Politik durchsetzen will, welche Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung als Rahmenbedingung allen Wirtschaftens konsequent verwirklichen will. Die Politik jedenfalls ist immer weniger in der Lage, einen solchen Primat zu verfolgen, denn er hat sich bewusst und gewollt der Logik des Marktes angepasst. Die Regierungen sind gar nicht mehr stark genug oder willens, sich diesem Druck der international operierenden Mächte zu widersetzen. Der frühere Bundesbankpräsident Hans Tietmeyer hat diese Abhängigkeit so formuliert: »Die meisten Politiker sind sich immer noch nicht darüber im Klaren, wie sehr sie bereits heute unter der Kontrolle der Finanzmärkte stehen und sogar von diesen beherrscht werden.«[25] Die demokratisch gewählten Regierungen beugen sich dem Druck. Sie verstehen vernünftige Politik als Anpassung an die Übermacht der Märkte. »Diese Marktlogik wurde zur Logik politischen Handelns.«[26]

V.

Umstritten ist, ob es sich bei einer solchen ökonomischen Globalisierung um einen Bekenntnisfall handelt, wie seinerzeit im Blick auf die Apartheid in Südafrika. Unumstritten jedoch ist das ethische Grundanliegen: die Transformation der gegenwärtigen globalen Marktwirtschaft, damit sie dem Leben dient. Dabei geht es um mehr als nur um nachträgliche oder äußerlich korrigierende Maßnahmen. Die Herausforderung reicht tiefer und muss über eine bloß korrektive Ethik hinausgehen. Die Ökonomie braucht eine neue normative Grundlegung, damit sie dem Leben dienen kann. Die geschichtliche Wirklichkeit einer zerstörerischen Globalisierung und die Suche nach einer Ökonomie, die dem Leben dient, ist es auch, die erklären kann, was das Reich Gottes meint. Denn unsere heutigen Realitäten und die der Menschen, die ihre Hoffnung mit der Hoffnung auf das Reich Gottes zur Sprache brachten, lassen verstehen, was das Reich Gottes bedeutet: Das Reich Gottes ist in den Worten des lateinamerikanischen Theologen Jon Sobrino »Leben, Leben in Fülle und Erfüllung des Lebens.«[27]

Die Gestaltbarkeit einer globalen Wirtschaft setzt voraus, dass konkrete Ziele benannt werden, die der Ökonomie gesetzt werden. Doch gerade dieser Eingriff widerspricht einer neoliberalen Ökonomie.

Im Zentrum der Logik der ökonomischen Globalisierung steht das Vertrauen auf den Wettbewerb als Motor gesellschaftlicher Entwicklung. Wettbewerb jedoch ist ein Prozess, der notgedrungen jene aus dem Rennen werfen soll, die nicht mehr mithalten können. Eine Logik von Sieg und Niederlage, Gewinnern und Verlierern setzt unweigerlich auf Verdrängung der Schwächeren. Diese Logik von Macht im Sinne der Ausübung von Herrschaft der Stärkeren über die Schwächeren führt strukturell in Situationen von Gewalt. Diese Form von ökonomischer Globalisierung zu transformieren und die inhärente Gewalt zu überwinden, stellt die eigentliche Herausforderung dar.

Die Zerstörungen durch die neoliberale Globalisierung haben mittlerweile jedoch ein solches Ausmaß angenommen, dass die Voraussetzungen für eine Kultur der Solidarität selber zerstört sind. Das manifestiert sich nicht zuletzt darin, dass die Forderung, den Sozialstaat zu demontieren, sogar bei großen Teilen seiner Nutznießer Beifall und Unterstützung findet. Der »dreißigjährige Feldzug gegen den Sozialstaat«, von dem der katholische Sozialethiker Friedhelm Hengsbach spricht, ist darin durchaus erfolgreich geworden.[28] Deshalb ist Konrad Raiser zuzustimmen, wenn er fordert: »Es geht heute um nicht weniger als um die Ordnung einer neuen bzw. die erneute Bekräftigung einer älteren Kultur,

einer Kultur der Solidarität und Kooperation, einer Kultur des Friedens und der Versöhnung.«[29]

VI.

Die Zweite Europäische Ökumenische Versammlung in Graz 1997 nannte das Leben der Christen und Christinnen eine »Schule des Erbarmens.«[30] Dabei geht es um mehr als nur um das Mitgefühl. »Ihre Grundlage ist das unbestechliche Wissen um das Leid der Opfer.« Johann Baptist Metz hat diese Mitleidenschaft, die Gerechtigkeit sucht, das »Weltprogramm des Christentums im Zeitalter der Globalisierung«[31] genannt. Jesu Blick galt in erster Linie dem Leiden der anderen. Diese Compassio, die empfindlich für das Leid der anderen ist, ist eine Mitgift der biblischen Tradition. Sie gehört zum Herzen der jüdisch-christlichen Tradition. Ihre Quelle und ursprüngliche Version ist der Exodus: Gott hört und sieht das Lied derer, die aufschreien.

Eine Logik von Sieg und Niederlage, Gewinnern und Verlierern setzt unweigerlich auf Verdrängung der Schwächeren. Diese Logik von Macht im Sinne der Ausübung von Herrschaft der Stärkeren über die Schwächeren führt strukturell in Situationen von Gewalt.

Der Exodus lehrt, dass Ägypten nicht nur unterdrückerisch war, sondern auch verlockend. Nach dem Urteil der Bibel war auch Ägypten ein Land, »in dem Milch und Honig fließen« (Num 16,13). Ägypten wird nicht angelastet, ein Land hoher Zivilisation, Kultur und des Wohlstandes zu sein, wohl aber dass der Wohlstand des Landes auf Kosten der Schwachen und Rechtlosen zustande gekommen ist. Die Tora enthält eine akkumulierte Erinnerung an diese unwürdigen Verhältnisse in Ägypten. Sie werden in einer produktiven Erinnerung wach gehalten, die Widerstand gegen solche Verhältnisse wie in Ägypten nähren und stützen kann. Die Erinnerung ist einerseits geschichtsbezogen, da sie sich auf ein einmaliges geschichtliches Ereignis des Exodus bezieht; andererseits aber ist sie auch gegenwartskritisch, indem sie die Gegenwart an diesem Ursprungsprojekt der Freiheit misst.

Wir leben in einer Welt, welche ihre Zukunftsaussichten an den Markt abgetreten hat. Es gibt nunmehr keine andere Utopie mehr als jene, die sich aus den Unternehmensbilanzen oder den Standortbedingungen ergibt. Die Träume aber gehen nicht nur verloren, sie werden diskreditiert. Weltweit hat die neoliberale Logik des Standortwettbewerbs das Projekt Gottes mit den Menschen, die Bewegung des Reiches Gottes, als wirtschaftlich untragbar und als Standortnachteil zu den Akten gelegt. Die Utopie hatte ihre Chance gehabt, sie hat sich blamiert, sie soll abtreten. Doch die Rede von einem »Ende des utopische Zeitalters«, wie es Joachim Fest (1991) verkündet hatte, macht nur den Platz frei für eine andere Utopie, die sich nicht als solche zu erkennen gibt: Die Utopie des freien Marktes. Sie gibt sich alternativlos, unabänderlich, gleichsam dem natürlichen Gang der Dinge verdankt und doch eine utopischen Verheißung zum Inhalt hat: Reichtum für alle. Dem Markt wird diese wohlstandsfördernde Kraft zugeschrieben, die er nur dann erfüllen kann, wenn er durch politisches Dreinreden nicht begrenzt wird, sondern in allen Lebensbereichen das Sagen hat.

Visionen haben nur noch die kapitalistischen Unternehmen in ihren Leitlinien. Die Träume von einer Gerechtigkeit jedoch, in der »der Wolf beim Lamm wohnt« (Jes 11, 6) braucht es nach der Utopie des Marktes nicht mehr geben. Sie sind altmodisch und nicht mehr auf der Höhe der Zeit, die ihre Zukunft von der Güte des Marktes erwartet. Der Traum der Propheten der Bibel von einer anderen Utopie ist wegmodernisiert worden zugunsten einer Utopie des Marktes. So kann der Münchener Wirtschaftsethiker Karl Homann sagen: »Marktwirtschaft löst die alte Mildtätigkeit ab, sie ist die effizienteste Form der Caritas, die die Weltgeschichte bisher gesehen hat.«[32] Deshalb gilt: »Wettbewerb ist solidarischer als Teilen, und der barmherzige Samariter oder der Heilige Martin geben kein Modell her für die Ordnung moderner Gesellschaften.«[33] Ethische Grundworte wie Barmherzigkeit oder Gerechtigkeit spielen hierin keine Rolle mehr, ja sie sind sogar schädlich. Der Markt soll herrschen, überall und grenzenlos auch in unseren Köpfen. Er besetzt die Herzen und Träume. Rosa Luxemburg nannte dies eine »innere Landnahme«.

Die Träume von einem gelungenen Leben für alle sind ausgeträumt - sagt man. Geträumt werden andere Träume. Die Kaufhäuser, Einkaufspassagen, die Börsenkurse, kurz: der Casinokapitalismus eines *Shareholder value* propagiert eine faszinierende Verheißung, der gegenüber die biblische Verheißung zu unterliegen scheint. Nicht wenige sind der Utopie des Marktes erlegen, die mit Millionenaufwand ihr Kultmarketing durch die Werbung propagiert und missioniert.

VII.

Die Hoffnung auf das Reich Gottes führt direkt in die Zukunftspläne und Utopien unserer Lebenswelt. Damit sich aber an ihnen die Hoffnung des Reiches Gottes auf ein Subjektwerden aller Menschen in Freiheit und Gerechtigkeit verdeutlichen kann, ist es eine theologische Aufgabe, die Zukunftsutopien neoliberaler Globalisierung zu befragen und zu verdeutlichen. Deshalb gibt es einen Realismus des Reiches Gottes, der die Welt so wahrnehmen lässt, wie sie ist, jedoch nicht will, dass sie so bleibt, wie sie ist. Die faktischen Verhältnisse müssen im Licht des Reiches Gottes, dem Paradigma der Hoffnung auf ein Subjektwerden aller Menschen, gelesen werden. Der Satz »Es gibt keine Alternative« verneint die gestalterische Kraft der Hoffnung auf das Reich Gottes, die von Gottes Geist bewegt wird. Wer vom Reich Gottes spricht, der stellt eine Machtfrage: Wer soll herrschen? Was soll herrschen? Stellen wir uns unter das »Gesetz Christi« (Gal 6,2) oder akzeptieren wir die Gesetze des Marktes als Kraft gesellschaftlicher Entwicklung? Christen sind Hoffnungsmenschen, die Zeugen von Gottes verwandelnder Macht sind und durch ihre verwandelnde Praxis Zeugnis von Gottes Reich geben.

Wer vom Reiche Gottes spricht, der muss zunächst von der Wiedergewinnung der messianischen Dimension des biblischen Glaubens sprechen. Im Zentrum der biblischen Botschaft steht eine Vision des Reiches Gottes. »Die Bibel hat vom Anfang bis zum Ende nur einen Inhalt: die Botschaft vom lebendigen Gott und dem Reich seiner Gerechtigkeit für die Erde.« (Leonhard Ragaz) Was aber bewirkt die messianische Idee vom Reiche Gottes? Gelesen wird die Welt von unten, von den Opfern und Beleidigten her. Die Botschaft vom Reiche Gottes hat eine Vision von der Würde des Menschen. Sie besagt: Leben ist kostbar, Gott liebt das Leben, niemand soll ohne Zukunftsaussicht leben müssen, alle sind zur Freiheit berufen und die Armen sind die Privilegierten der Bibel. Das Reich Gottes ist nicht einfach ein Trost für das, was am Ende der Geschichte zu erwarten ist, sondern das, was als Anziehungskraft in der Geschichte gegenwärtig ist, anzieht und mobilisiert. Das Reich Gottes hält schon jetzt die Geschichte in Bewegung. »Die Hoffnung auf das Reich Gottes verwirklicht sich als aktive Hoffnung.«[34]

Zur Grundaufgabe christlicher Existenz gehört es deshalb, Visionen und Träume von den biblischen Bildern her auszubauen. Wer einmal mit Jes 65 gelernt hat, dass keiner mehr vorzeitig unwürdig stirbt, die Arbeitenden die Früchte ihrer Arbeit selber genießen können, dass sie bewohnen können, was sie gebaut haben, dass die Früchte der Arbeit nicht enteignet werden, der wird niemals zu Hause sein können in einer Welt des Marktes, die nur gute Standortbedingungen für die Vermehrung des Kapitals im Blick hat. Nicht dass sie ohne Träume wäre, doch sie träumt nur von dem, wie sich Geld und Reichtum vermehren lassen. Das Kapital soll sich wohlfühlen können.

Der Satz »Es gibt keine Alternative« verneint die gestalterische Kraft der Hoffnung auf das Reich Gottes, die von Gottes Geist bewegt wird.

Die biblischen Bilder und Erzählungen bauen andere Träume; es sind Träume von Gerechtigkeit, Solidarität und Freiheit. Hoffnung auf Gerechtigkeit ist keineswegs selbstverständlich und auch nicht von Natur aus mitgegeben. Sie muss genährt werden durch die biblische Spiritualität des Exodus. Der Exodus ist die ursprüngliche Version, der jeweilige Kampf um mehr Humanität und Gerechtigkeit nur die Variation. Pharaonische Unterdrückung und Exodus sind noch immer zugegen, aber auch Erinnerung, die unsere Wahrnehmung der Gegenwart gestaltet. Wir glauben immer noch, was der Exodus lehrt: Wo man lebt ist Ägypten. Es gibt einen besseren Ort, eine andere Welt ist möglich.

Anmerkungen:

[1] *Heiner Geissler, Wo bleibt Euer Aufschrei. Ein Wutanfall, in: DIE ZEIT 47/2004.*

[2] *Handelsblatt vom 24. März 2005.*

[3] *Zit. in: J.Moltmann, Die Theologie unserer Befreiung, in: Orientierung 60 (1996), 204.*

[4] *SZ 4.11.2003.*

[5] *Zit. in: B. Dietschy, Globalisierung - Dichtung und Wahrheit, in: ders., Kein Raum für Gnade. Weltwirtschaft und christlicher Glaube, Münster 2002, 12.*

[6] *Zit. in: M. Globalisierung von unten. Der Kampf gegen die Herrschaft der Konzerne, Berlin 2001, Mies, 2001, 7.*

[7] *Zit. bei: F. Blohm, Unterm Strich nicht genug. Die Gesetze des Marktes verlieren als ökonomische Leitidee an Faszination, in: Die Zeit Nr. 15 vom 7. April 1989.*

[8] *F.A. von Hayek, Illusion der Gerechtigkeit, Landsberg am Lech 1981, 111.*

[9] *P. Ulrich, Der entzauberte Markt, Freiburg 2002.*

[10] *Die Herausforderung annehmen. Die Lissabon-Strategie für Wachstum und Beschäftigung. Bericht der hochrangigen Sachverständigengruppe unter Vorsitz von Wim Kok, Nov. 2004, 50.*

[11] *Patrick Welter, Ohrfeigen von der unsichtbaren Hand. Deutschlands Lage im internationalen Wettbewerb, FAZ vom 28.10.04.*

[12] *A. Rüstow, Das Versagen des Wirtschaftsliberalismus als religionsgeschichtliches Problem, Istanbul 1945, 11ff.*

[13] *A. Rüstow, Das Versagen des Wirtschaftsliberalismus als religionsgeschichtliches Problem, Istanbul 1945. (Neuausgabe im Metropolis-Verlag Marburg und im LIT-Verlag Münster)*

[14] *A. Rüstow, Paläoliberalismus, Kollektivismus und Neoliberalismus in der Wirtschafts- und Sozialordnung, in: Christentum und Liberalismus. Studien und Berichte der katholischen Akademie in Bayern, Heft 13, München 1960, 157.*

[15] *A. Rüstow, Das Versagen des Wirtschaftsliberalismus als religionsgeschichtliches Problem, Istanbul 1945, 11ff.*

[16] *H. Chr. Binswanger, Die Glaubensgemeinschaft der Ökonomen, München 1998.*

[17] *M. Büscher, Gott und Markt - religionsgeschichtliche Wurzeln Adam Smiths und die »Invisible Hand« in der säkularisierten Industriegesellschaft, in: A. Meyer-Faje, P. Ulrich, Der andere Adam Smith, Bern-Stuttgart, 1991, 123-144.*

[18] *J. Jeske, Die unsichtbare Hand, in: FAZ vom 26.1.1995, 1.*

[19] *P. Bourdieu, Gegenfeuer, Konstanz, 1998, 40.*

[20] *Vgl. zum Folgenden: H. Kaiser, Strategische Veränderung in der globalen Wirtschaft - Vorüberlegungen zu einer strategischen Ethik, in: Werte in die Praxis ziehen. Unterwegs zu einer praxisbezogenen Ethik in Organisationen, Institut für Sozialethik des SEK, Bern 2004, 13-24.*

[21] *Denkschrift der EKD »Gemeinwohl und Eigennutz« (1991), S. 25.*

[22] *Elmar Altvater, Die Globalisierung ist kein Naturereignis, in: FR vom 4.9.2001.*

[23] *A. Rüstow, Das Versagen des Wirtschaftsliberalismus als religionsgeschichtliches Problem, Istanbul 1945, 94.*

[24] *C. Chr. von Weizsäcker, Logik der Globalisierung, Göttingen 2000, 123.*

[25] *FAZ 3.2.1996.*

[26] *H. Kaiser, Strategische Veränderung in der globalen Wirtschaft - Vorüberlegungen zu einer strategischen Ethik, in: Werte in die Praxis ziehen. Unterwegs zu einer praxisbezogenen Ethik in Organisationen, Institut für Sozialethik des SEK, Bern 2004, 20.*

[27] *Jon Sobrino, Die zentrale Stellung des Reiches Gottes in der Theologie der Befreiung, in: I. Ellacuria, J. Sobrino (Hg.), Mysterium Liberationis, Bd.1, Freiburg 1995, 499.*

[28] *Friedhelm Hengsbach, Das Reformspektakel, Freiburg 2004, 21ff.*

[29] *Konrad Raiser, Antwort auf die Globalisierung - Herausforderung für eine Kultur des Friedens. Vortrag in Bern am 9. Januar 2003.*

[30] *Versöhnung. Gabe Gottes und Quelle neuen Lebens, Zweite Europäische Ökumenische Versammlung, Graz, Wien1998, 46.*

[31] *J.B. Metz, Compassio. Zu einem Weltprogramm des Christentums im Zeitalter des Pluralismus der Religionen und Kulturen, in: Compassio. Weltprogramm des Christentums. Soziale Verantwortung lernen, hg. von J.B. Metz, L. Kuld, A. Weisbrod, Freiburg. 2000, 13.*

[32] *Karl Homann, zit. in: CASH. Wirtschaftsmagazin vom 1.2.2002.*

[33] *Karl Homann, Marktwirtschaft und Ethik. Neubestimmung ihres Verhältnisses, in: zur Debatte. Themen der katholischen Akademie in Bayern (31) 4 / 2001, S. 2.*

[34] *Jon Sobrino, Die zentrale Stellung des Reiches Gottes, 493.*

D

Thementeil II: Täter und Opfer

»Unsere Zukunft hängt davon ab, wie viel wir vergessen dürfen und an was wir uns erinnern müssen« (Peter Ustinov)/ Persönliches Zeugnis

Von Salomea Genin, Berlin

Gerechter Friede – Leben in einer gefährdeten Zukunft, Ökumenische Konsultation zur Halbzeit der Dekade zur Überwindung von Gewalt, Freising, 7.- 9. 4. 2005

Opfer wurde ich kurz nach meiner Geburt am 31.August 1932. Meine jüdischen Eltern kamen 1928 aus Polen nach Berlin. Ich wäre die neunte Abtreibung meiner Mutter geworden, wenn sie nicht beschlossen hätte, mich doch zur Welt zu bringen, um zu versuchen, ihre Ehe zu retten. Nun, das klappte nicht, und sie hatte für mich keine Nerven. So schob sie mich an meine acht Jahre ältere Schwester, Renia, so viel wie möglich ab. Sie - überfordert wie sie mit mir war - reagierte ihre ganze Wut an mir ab, auch in Form von Schlägen. Weil sie die ihr aufgezwungene Mutterrolle nicht ertrug, lernte ich von ihr, dass ich unerträglich bin, und fühlte mich fast ein Leben lang schuldig, ohne zu wissen warum. Nur von meinem Vater bekam ich ab und zu etwas Zuwendung, aber nur bis ich 3 ½ war, denn danach trennten sich meine Eltern. Der Verlust des Vaters traf mich schwer, denn ich war überzeugt - wie Kinder aus kaputten Ehen immer - dass es meine Schuld war, dass ich meinen Vater verlor.

Und dann war ich noch in diesem Nazi-Berlin der dreißiger Jahre ein jüdisches Kind. Ich hatte viel Angst, und blieb damit allein, denn meine Mutter - wie viele ihrer Generation - war überzeugt, Kinder verstehen nichts. Dass ich Schutz brauchte oder es nötig hatte, getröstet oder einfach festgehalten zu werden, fiel ihr überhaupt nicht ein. Erst Jahrzehnte später wurde mir klar, dass ich den deutschen Antisemitismus als Kind verinnerlicht hatte, denn bis zu meinem 60. Lebensjahr wollte ich keine Jüdin sein.

Im Mai 1939 fuhren wir zu einem Onkel nach Australien. Da hatte ich keinen Grund mehr Angst zu haben, außer vor meiner schlagenden Schwester, die, muss ich hier hinzufügen, mich auch geliebt hat. Was ich nicht wusste: die Angst aus Berlin vor meiner Schwester, vor den Nazis und die Wut auf meine mich ignorierende Mutter lag eingekapselt und abgespalten, wie die Psychologen heute sagen, tief in mir drin.

Kurz vor meinem 12. Geburtstag machte Renia sich Sorgen um mich, denn ich hatte keine Freunde und war sehr zurückgezogen. Sie nahm mich im August 1944 zum Kommunistischen Jugendverband mit und hoffte, ich würde dort mehr aus mir herauskommen. Ihre Hoffnung ging auf. Ich fand Menschen, die mich willkommen hießen, mir zuhörten und auf mich eingingen. Genau das hatte mir in meiner Familie immer gefehlt. Ich erinnere Sie daran, der Zweite Weltkrieg näherte sich dem Ende und Australien, auch die Kommunisten, kämpften in der Anti-Hitler-Koalition für eine gerechte Welt, die nach diesem Gemetzel kommen musste. Im Alter von 12 wurde ich zur *Literature Secretary* gewählt, d.h. ich bekam die Aufgabe, die Zeitungen und Broschüren, die wir Sonntags von Tür zu Tür vertrieben, von der Zentrale abzuholen, die Treffpunkte festzulegen und bekannt zu machen. So wurde ich eine begeisterte Jungkommunistin und bekam ein bis dahin mir unbekanntes Selbstbewusstsein. Das ermöglichte mir meinen ersten Befreiungsakt.

Ich war 13 und endlich genauso groß und kräftig wie Renia. Darauf hatte ich seit Jahren gewartet. Eines Tages hatte sie sich wieder über mich geärgert und hob die rechte Hand, um mich zu schlagen. Die fing ich auf und hielt sie fest. Das machte sie nur noch wütender und sie hob die linke, die ich auch auffing. Wir standen da wie zwei in den Hörnern verkeilte Stiere. »Wenn du mich noch einmal schlägst,« sagte ich, »werde ich zurückschlagen!« Damit ließ ich sie los und verließ den Raum. Sie hat mich nie wieder geschlagen und leugnete auch Jahrzehnte später, dass sie es jemals getan hätte.

Ich war 15, als ich Renias Angebot ablehnte, die Kosten für mein Abitur zu tragen. In Australien war Bildung nicht umsonst. Stattdessen wurde ich Stenotypistin, was mich sehr langweilte. Den Verzicht auf das Abitur und damit auf einen Beruf, der meinen Fähigkeiten entsprochen hätte, sehe ich heute als ein Stück Opfer-Fixierung.

Von solcher Fixierung wusste ich aber nichts, denn ich kämpfte doch jeden Abend im Kommunistischen Jugendverband für ein besseres Leben für alle Menschen und gegen den Klassenfeind, der Kriege anzettelte und Unschuldige unterdrückte. Ich entwickelte in dieser Zeit eine starke Wut auf den Klassenfeind und einen brennenden Hass auf den Faschismus. Ich brauchte Jahrzehnte, bis ich begriff, dass diese Wut und der Hass nichts als die verdrängte Wut des Kindes in mir auf Mama, auf Renia, auf die Nazis waren, und ich damit auf den Sack anstatt auf den Esel einschlug. In »Ursprünge und Elemente des Totalitarismus« schrieb Hannah Arendt: »Totale Treue ist eine der wesentlichen psychologischen Grundbedingungen für das Funktionieren der Bewegung. Und sie wiederum kann nur von absolut isolierten Individuen geleistet werden, denen die Bindung weder an die Familie noch an Freunde, Kameraden oder Bekannte einen gesicherten Platz in der Welt garantiert.« Das las ich fast 40 Jahre später, nachdem mein Glaube an den Sozialismus mir abhanden gekommen war. Ich brauchte mehrere Tage, um die Erkenntnis zu verkraften, dass diese Beschreibung Jahrzehnte lang auf mich zutraf. Verstehen Sie mich bitte nicht falsch. Wir müssen uns für Gerechtigkeit und Menschlichkeit einsetzen. Aber verdrängte Wut, geboren aus kindlichem Schmerz, sind keine geeigneten Mittel, um das erfolgreich tun zu können. Daran muss ich immer wieder denken, wenn ich die Gewalttätigkeit mancher unserer Autonomen beobachte.

Der Kalte Krieg ab 1946 schob mich noch weiter in meine Opferrolle, denn wir Kommunisten wurden zum öffentlichen Feind Nr. 1 erklärt und verfolgt. Dass wir überzeugt waren, einer gerechten Sache zu dienen, glaubten unsere Klassenfeinde uns nicht. Fünfzig Jahre später las ich Akten, die der australische Geheimdienst über mich 1951 angelegt hatte. Ich zitiere: »She is described as bad and unscrupulous and she is very conscious of her Jewish origin.« Zu Deutsch: »Sie wird als böse und skrupellos beschrieben, und sie ist sich ihrer jüdischen Abstammung sehr bewusst.«

Wenn ich heute auf die junge Frau zurückschaue, die ich vor 50 Jahren war, sehe ich mich als engstirnig und fanatisch, und ich weiß, ich war von meinen Gefühlen abgeschnitten. Ich wusste damals nichts von meinem seelischen Zustand und schon gar nicht, dass die Partei meine Ersatzfamilie, ihre Ideologie meine Religion und Marx, Engels, Lenin und Stalin meine Ersatzgötter geworden waren.

Da ich mich in Australien nicht zu Hause fühlte, fuhr ich 1954 nach Westberlin und versuchte in die DDR zu übersiedeln. Ich suchte nach einer Heimat und wünschte mir nichts sehnlicheres, als am Aufbau des antifaschistischen Deutschlands mitzuwirken. Die DDR aber ließ mich nicht hinein. Insgesamt harrte ich neun Jahre in England und in Westberlin in der Hoffnung aus, die DDR würde mich doch eines Tages übersiedeln lassen. Es waren für mich elende Jahre, getragen von einer immer stärker werdenden Sehnsucht nach der DDR. Heute weiß ich, dass ich in dieser Zeit - so verrückt das klingen mag - die unerfüllte Liebe zu meinen Eltern auf die DDR und ihre Staatsführung übertrug.

Als 1961 die Mauer gebaut wurde, war ich immer noch in Westberlin, das ich als ein Hort nicht nur des Kalten Krieges, sondern auch der alten Nazis erlebte. Im November 1961 sprach mich das Ministerium für Staatssicherheit der DDR an: würde ich für sie arbeiten? Schon sieben Jahre hatte ich darauf gewartet, in die DDR übersiedeln zu können. Mir fehlte die politische Arbeit, wie ich sie aus Australien kannte und der Kontakt zu meinen geliebten Genossen. Ich sah dieses Angebot, als eine Möglichkeit meinen Beitrag zum Klassenkampf zu leisten und sagte: Ja. Ich ahnte nicht, dass ich mit dieser Entscheidung anfing, zum Täter zu mutieren. 1963 erfüllte sich mein Traum, und die DDR nahm mich endlich auf.

In den nächsten 20 Jahren erzählte ich, aus tiefster Überzeugung das Richtige zu tun, meinen Führungsoffizieren alles, was sie interessierte und mir zu Ohren kam. Ich war überzeugt, meinen Staat gegen die Bedrohungen des Klassenfeindes zu schützen. Und ich lernte im Januar 1964 Hans kennen, der für die nächsten sieben Jahre mein Lebensabschnittspartner, wie man heute sagt, und Vater unserer beiden Kinder wurde. Politisch fetzten wir uns, denn er versuchte mir die Augen für die DDR-Wirklichkeit zu öffnen, und ich war überzeugt, er ist nur ein Kleinbürger, der die Notwendigkeiten der Revolution nicht versteht.

Im April 1971 sah er eine Annonce: »Komm‘ zur See. Die Handelsflotte braucht Sie. »Vielleicht könnte ich ein guter Schiffsingenieur werden und dabei auch etwas von der Welt sehen,« sagte er. Ich gönnte es ihm sehr. Aber mit seiner politischen Haltung? Er käme dann ins Ausland und würde die DDR vertreten. Von der DDR hatte ich die Haltung übernommen: nur ein guter Genosse durfte so etwas. Ich fühlte mich verpflichtet, jemandem zu sagen, wie Hans wirklich dachte. Wer die Entscheidung zu treffen hätte, ob er an-

geheuert würde, sollte das auf der Grundlage von diesem Wissen tun. Selbstverständlich erzählte ich dem MfS davon. Dass sie meine Informationen gar nicht brauchten, wusste ich nicht. Er hatte nämlich auf Arbeit schon jahrelang seine Meinung gesagt. Er wurde nicht genommen. Ich dachte nur: Dann haben die Genossen eben so entschieden, schade für Hans, aber für die DDR und den Sozialismus war es sicher richtig. Das ist ein Beispiel davon, wie ich mit den besten Absichten zur Täterin wurde. Drei Jahre bevor die DDR verschwand, gestand ich ihm das. Mehrere Monate sprach er nicht mit mir. Heute sind wir wieder Freunde.

Im Verlauf von 20 Jahren Alltag in der DDR wurde ich immer wieder verwirrt, weil die Wirklichkeit mit der Theorie des Marxismus so wenig übereinstimmte und ich meine Genossen oft als autokratisch und drangsalierend empfand. Das habe ich niemals als systemimmanent, sondern nur als Fehler Einzelner gesehen. Ich fing zwar nach zehn Jahren an, an der Machbarkeit der Ideologie zu zweifeln, aber die Kriegsgefahr aus dem Westen ließ mich an der Überzeugung festhalten, dass der Sozialismus und damit die DDR den Weltfrieden erhält.

Von den vielen Erlebnissen gebe ich hier nur eines aus dem Jahr 1981 wieder, weil es dafür entscheidend war, dass ich meine Scheuklappen aufgab. Ich kam von einer Reise nach Hause und fand meinen 15-jährigen Sohn André an seinem Schreibtisch. Er war gerade dabei, eine Stellungnahme für die Schule zu schreiben. Ich las: »Ich möchte betonen, dass ich das nicht mit politischer Absicht, oder um irgendwelche Folgen zu testen, an die Tafel geschrieben habe. Ich habe es als Ulk gemeint...« »Andy was ist passiert?« fragte ich, konsterniert: Mit zwei Klassenfreunden hatte er im Russischraum vor der geöffneten Schultafel gestanden, bevor der Unterricht begann. Sie unterhielten sich über die damals auch in der DDR beliebte britische Band die »Sex Pistols«. Eine ihrer Schallplatten hatte ich Andy aus dem Westen mitbringen lassen, und selbstverständlich hat er sie seinen Kumpels vorgespielt. Jörg schrieb jetzt den Titel »*Anarchy in the U.K.*« an die Tafel. Maik strich U.K. durch und schrieb darüber: DDR. »Ich setzte noch eins drauf mit ‚Lech Walesa, unser Vorbild'. Wir dachten uns gar nichts dabei und haben uns scheckig gelacht,« erzählte Andy. Es klingelte, sie machten die Tafel zu und der Unterricht begann. In der nächsten Stunde mit der Parallelklasse musste die Lehrerin die Tafel öffnen. Sie holte sofort die Schuldirektorin, Frau Homann, und die Schrift wurde erkannt. Ich las weiter: »Ich hätte nie geglaubt, dass mir jemand zutrauen würde, Partei für so eine verbrecherische Vereinigung mit einem Mörder an der Spitze zu ergreifen.« »Andy! Wie kommst du auf diesen Satz?« fragte ich.

»Na, Frau Homann - die Schuldirektorin - hat uns erzählt, Lech Walesa hat 69 Morde begangen.« Ich las weiter: »Ich kann nicht Dinge zugeben, die überhaupt nicht der Wahrheit entsprechen, z.B. dass ich mir bewusst den Russischraum ausgesucht hätte, dafür von den Polen bezahlt werde oder mit der Absicht, das an die Tafel zu schreiben, in die Schule gekommen bin.«

Frau Homann rief mich an. »Bevor ich Andrés Schulabschlussbericht schreibe, wollen wir mit ihnen sprechen, Frau Genin. Diese Provokation muss selbstverständlich da erwähnt werden.« Was!? Der Junge war noch nicht sechzehn, und sie wollte seine ganze Zukunft kaputt machen!?

In dem Gespräch am nächsten Tag bestand Frau Homann darauf, dass es kein dummer Jungenstreich war, sondern eine politische Provokation, weil Andy zu klug und zu intelligent sei, das ohne Absicht gemacht zu haben. Sie bestand darauf, das in sein Schulabschlusszeugnis hineinzuschreiben. Eine Stunde diskutierte ich mit ihr. Vergebens. Ungern rief ich meinen Führungsoffizier, Werner, an und bat um seine Hilfe. »Ich habe ihr befehlen müssen, das aus seinem Zeugnis wegzulassen,« erzählte er später.

Als alles vorbei war, saß ich lange im Sessel in meinem Wohnzimmer und dachte nach: ich hatte also gewonnen, aber wie? Nur durch das MfS. Und was macht Lieschen Müller? Sie ist dem hilflos ausgesetzt! Warum hat die Russischlehrerin die Tafel nicht einfach sauber gewischt? fragte ich mich und wusste sofort die Antwort: Diese Sätze hatten die 30 Schüler der Parallelklasse gesehen. Die Hälfte von ihnen hatten Staatsfunktionäre als Eltern. Mindestens einer hätte das zu Hause erzählt. Hätte sie das nicht gemeldet, wäre sie in Teufelsküche gekommen. Zum ersten Mal begriff ich, dass es die Strukturen von meinem Sozialismus waren, die durch Angst den Gehorsam und die Untertänigkeit erzeugten! Und wenn ich das bisher nicht gemerkt hatte, dann weil ich zwei Schutzschilde hatte, nämlich als Jüdin und als Altkommunistin aus der Emigration. Und sehr lange hatte ich die vielen Konformisten in der DDR als Idioten oder Feiglinge verachtet. Ich schämte mich.

Ich brauchte weitere achtzehn Monate, bis ich im September 1982 zu der mich niederschmetternden Erkenntnis kam, dass ich in einem Polizeistaat lebte und dass ich mitgeholfen hatte, ihn dazu zu machen. Ich fühlte mich zutiefst schuldig. Ich war inzwischen 50 Jahre alt und hatte nicht mehr die Kraft, die inneren Betonwände, die mich jahrzehntelang vor meiner verdrängten Angst und Wut aus der Kindheit geschützt hatten, aufrechtzuerhalten. Sie brachen weg, und ich landete in einem seelischen schwarzen Loch. Immer wieder hatte ich Georg Santayana zitiert, dass »wer seine Vergangenheit vergisst, ist dazu verdammt sie zu wiederholen« und immer die Nazis gemeint. Es war ein großer Schock zu erkennen, dass dieser Satz auch auf mich zutraf. Mit der Erkenntnis, dass ich mich vom Opfer zum Täter mutiert hatte, wollte ich mir das Leben nehmen. Aber Selbstmord begehen, kam nicht in Frage. Das konnte ich meinen beiden Söhnen nicht antun. So wurde ich gezwungen, mein Leben zu durchdenken, um herauszufinden, wie aus mir Opfer und Freiheitskämpferin eine Täterin werden konnte.

Noch zu DDR-Zeiten fand ich einen Psychiater, der den entscheidenden Satz sprach: »Ich werde sie niemals verlassen, Frau Genin.« Das gab mir die Kraft, mich an die Ängste der Kindheit nicht nur zu erinnern, sondern sie auch auszuhalten, wenn die unerträglichen Gefühle wieder hochkamen. Ich hatte mich immer für furchtlos gehalten und war sehr erstaunt zu erkennen, wie viel Angst ich Jahrzehntelang in mir herumgetragen hatte. Je mehr ich den Ursprung meiner Ängste erkannte, desto deutlicher sah ich, dass ich ein Leben lang Feinde gebraucht hatte, auf die ich diese Ängste projizieren konnte, um sie nicht wahrnehmen zu müssen. Während der Psychotherapie fing ich an, meine Familiengeschichte aufzuschreiben, die später als »Scheindl und Salomea« vom Fischer Verlag veröffentlicht wurde. Dadurch versöhnte ich mich mit meiner bereits verstorbenen Mutter.

Nach drei Jahren Therapie merkte ich zwei Dinge:

1. Ich habe keine Feinde mehr, Klassenfeinde schon gar nicht.

2. Ich bin endlich von meiner Mutter abgenabelt.

Damit fing ich auch an, die Verantwortung für mein Leben zu übernehmen, und spürte wie die Opfer- und damit auch Täter-Fixierung von mir abfiel. Ich war inzwischen 56 Jahre alt. Es war auch in jenem Jahr, als mir bewusst wurde, dass die kommunistische Ideologie für mich eine Ersatzreligion geworden war. Ich verwarf jetzt meine bisherige Vorstellung von Gott als einem alten Mann mit Bart, der auf einer Wolke sitzt, fand zu meinem Judentum zurück und bin heute überzeugt, dass es viel mehr in der Welt gibt, als die Dinge, die unsere fünf Sinne erfassen können.

Und was hat das alles mit Gewalt zu tun? Ich bin überzeugt, dass der Mensch von Natur aus nicht gewalttätig ist, sondern seine verdrängten Ängste auf andere projiziert. Ich sehe nur einen Weg, Gewalt nachhaltig zu überwinden, wenngleich der sehr langwierig ist: Wenn wir lernen, unsere Kinder von klein auf zu respektieren und auf ihre Bedürfnisse einzugehen, entwickeln sie gar nicht erst Angst und Wut, die sie als Erwachsene bei anderen abladen wollen. Meine Erfahrung sagt mir, dass alle Täter irgendwann mal Opfer waren. Der Umkehrschluss, dass alle Opfer zu Täter werden, gilt aber nicht, denn dann könnten wir in unserer Welt nicht leben. Ich glaube allerdings auch, dass es eine gänzlich gewaltlose und auch gerechte Gesellschaft niemals geben wird. Das hebräische Wort Zedaka heißt Wohltätigkeit und auch Gerechtigkeit, und wird als der Ausgleich zu der natürlichen und der gesellschaftlichen Ungerechtigkeit definiert. Das finde ich, ist viel realistischer als der Zustand, den ich mir als Kommunistin erträumte.

Ich weiß heute, dass ich das Bittere in meinem Leben brauchte, um lieben zu lernen. Zwei meiner wichtigsten Lehren möchte ich wiedergeben:

1. Jeder Mensch hat dunkle Seiten und ist zu Gewalt fähig. Wenn wir versuchen, uns selbst als nur gut zu sehen, und unsere Fähigkeit zum Bösen ausblenden, kommen wir in die Gefahr, Täter zu werden.

Und 2. Nur wenn wir als Kinder geliebt werden, können wir als Erwachsene uns selbst lieben, was die Grundlage dafür ist, mit Anderen mitfühlen zu können.

Ich erlaube mir einzufügen, dass die christliche Tradition der Selbstaufgabe seit Jahrhunderten auf diesem Gebiet eine verhängnisvolle Rolle gespielt hat. Und wenn wir in der Kindheit die Liebe, die wir brauchten, nicht bekamen, können wir uns nur lieben lernen, wenn wir den Mut und die Kraft finden, ein zweites Mal durch die Kindheitshöllen zu gehen und sie uns als Erwachsene anzuschauen. Nur dann haben wir eine Chance diese Höllen dort zu lassen, wo sie hingehören,

nämlich in die Vergangenheit. Sonst suchen sie uns in unerkannter Form immer wieder heim und machen uns zu Tätern. Eine der Folgen davon, dass ich lernte, mich selbst zu mögen, war, dass ich aufhörte, Atheistin zu sein, denn es brachte mir eine Spiritualität, die ich vorher nicht kannte. Dadurch spürte ich, dass meine lebenslange Suche nach Heimat eigentlich eine Suche nach der Zugehörigkeit in der Familie war, denn nur dort gehören wir wirklich hin. Übrigens, wozu ist Familie da? Sie ist dazu da, dass wir lernen, mit den Menschen auf der Welt auszukommen, die wir nicht als unsere Freunde aussuchen würden. Und wenn Sie es anders erlebt haben, haben Sie großes Glück gehabt.

Ich empfinde tiefe Dankbarkeit, dass mir die Kraft gegeben wurde, baruch Haschem, die Kindheitshöllen ein zweites Mal zu ertragen. Heute bin ich ausgeglichen, wie noch niemals in meinem Leben und empfinde oft sogar so etwas wie Glück. Ich habe gelernt: das Glas des Lebens ist nicht nur halbleer, wie ich jahrzehntelang glaubte, solange ich auf meine Opferrolle fixiert war, sondern auch halbvoll. Wir müssen nur diesen halbvollen Inhalt finden und lernen, ihn zu unserer und anderer Menschen Wohl zu gestalten.

Sie haben vielleicht schon gemerkt: ich liebe Sprüche, und ich verlasse Sie mit einem Spruch der Väter: Wer bin ich, wenn ich nicht für mich bin? Wer bin ich, wenn ich nur für mich bin? Und wenn nicht jetzt, wann dann? D

❑ Ich bestelle ein kostenloses Probeexemplar epd Wochenspiegel

Tel.: (069) 58098-191
Fax: (069) 58098-226
E-Mail: aboservice@gep.de
www.epd.de

Absender

Gemeinschaftswerk
der Evangelischen Publizistik gGmbH
Aboservice
Postfach 50 05 50
60394 Frankfurt

Gottes rechtfertigendes Handeln - Befreiung aus der Opfer-Täter-Fixierung

Von Pfarrer Dr. Urs Eigenmann, Luzern

Gerechter Friede – Leben in einer gefährdeten Zukunft, Ökumenische Konsultation zur Halbzeit der Dekade zur Überwindung von Gewalt, Freising, 7.- 9. 4. 2005

1. Rechtfertigung aus dem Glauben als Behauptung von Leben für alle im Horizont des Reiches Gottes

Mit der Verbindung von »Gottes rechtfertigendem Handeln« auf der einen und der »Befreiung aus der Täter-Opfer-Fixierung« auf der anderen Seite stellt der Titel des Vortrags einen Zusammenhang her zwischen religiöser Rede und konkretem Handeln. In der Tat: Wer religiös über Gott redet, redet ja nicht nur über Gott, sondern redet zugleich in religiöser Weise auch über die Welt. Zwar ist zwischen Gott und Welt zu unterscheiden. Diese Unterscheidung darf aber nicht mit dem fundamentalsten Gegensatz überhaupt identifiziert werden, mit jenem von Leben und Tod. Es stehen sich nicht in abstrakter Weise Gott und Welt gegenüber, sondern es geht um die Frage, welcher Gott für welche Welt jeweils gemeint ist und welche Vorstellungen über Gott mit welchen Vorstellungen über die Welt und deren Gestaltung zusammenhängen.

1.1 Rechtfertigung aus dem Glauben als Behauptung von Leben für alle

Heute muss die Rede von Gottes rechtfertigendem Handeln berücksichtigen, dass sie spätestens seit den kontroverstheologischen Auseinandersetzungen um die Frage der Rechtfertigung aus dem Glauben allein im 16. Jahrhundert einer individualistisch passiven Engführung des Glaubens Vorschub geleistet hat. Deshalb fragt die aus Mexiko stammende und in Costa Rica tätige Theologin Elsa Tamez: »Wie können wir in einer Situation, in der die offenkundigste Sünde die strukturelle Sünde ist, überzeugend behaupten, der Gottlose werde durch den Glauben und dessen Kernstück, die ‚dem Sünder zugesprochene Vergebung', gerechtfertigt? (...) Im Rahmen einer kalten, vereinfachenden Logik müssten wir folgern, die Rechtfertigungslehre, wie sie auf einer abstrakten, individuellen, allgemeinen Ebene definiert wird, bringe eher den Unterdrückern etwas als den Armen. Denn dank dem Ereignis der Rechtfertigung könnten jene (...) das Gefühl haben, ihre Sünden seien ihnen aus Gnade vergeben (...) und sie könnten dem Gericht bzw. der Gerechtigkeit Gottes getrost entgegensehen, ohne im geringsten umkehren zu müssen (...) Unter biblischem Gesichtspunkt ist dies keine ‚Rechtfertigung aus Gnade durch den Glauben'. Trotzdem hat eine derartige geschichtslose Interpretation böse Folgen.«[1]

Weil es ihres Erachtens doch nicht sein darf, »...dass eine bestimmte Handhabung der Rechtfertigungslehre die Reichen begünstigt und die Armen ins Aus schickt«,[2] hat Elsa Tamez die Rechtfertigung aus dem Glauben neu interpretiert und gegenüber dem in den kontroverstheologischen Diskussionen bis heute vorherrschenden Verständnis[3] einen Bruch vorgenommen. Dieser besteht darin, dass sie nicht vom Menschen im Allgemeinen, sondern vom bedrohten Leben der Armen ausgeht und »Rechtfertigung als Behauptung von Leben für alle«[4] versteht. Für sie ist »Das in der Rechtfertigung geschenkte Leben (...) eine unveräußerliche Gabe (...), weil es - in Jesus Christus - der Solidarität Gottes mit den Ausgeschlossenen entspringt.«[5] Für Tausende dieser Ausgeschlossenen ist die Rechtfertigung aus dem Glauben eine gute Nachricht, weil sie als Eingreifen Gottes in die Geschichte zur Sichtbarmachung seiner Gerechtigkeit verstanden wird, so dass die Menschen für gerecht erklärt und gerecht gemacht werden.[6]

1.2 Rechtfertigung im Horizont des Reiches Gottes als Reich erfüllten Lebens

Kritisch zu Verständnis und Stellung der Rechtfertigungslehre äußerte sich bereits Leonhard Ragaz (1868-1945), als er auf Grund seiner Reich Gottes Theologie pointiert feststellte: »Zu den fundamentalen Entartungen der Sache Christi gehört (...) die Entwicklung, welche das ganze Evangelium in der Vergebung der Sünden aufge-

hen lässt. Die ganze Botschaft vom Reiche wird damit aufgehoben. Es bleibt nur der Egoismus übrig, der sein eigenes Heil über alles andere setzt. (...) Damit aber geht alle Aktivität des Reiches Gottes verloren; damit wird sowohl seine Forderung wie seine Verheißung gelähmt. So wird die protestantische Zentrallehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben allein, besonders in ihrer lutherischen Form, eine tiefe Verderbnis der Sache Christi, so geht daran das Reich Gottes verloren.«[7]

Die Rede vom rechtfertigenden Gott und der Glaube an die Sündenvergebung sind zwar wichtig für den christlichen Glauben, stellen aber nicht jenes Zentrum dar, von dem her und auf das hin alles andere gesehen und verstanden werden kann.

Das rechtfertigende Handeln Gottes ist als Moment jenes geschenkt-verpflichtenden Reiches Gottes zu sehen, das eine höchst komplexe Größe darstellt. Es enthält sowohl konkrete Kriterien für die Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse wie es das transzendental-innerste Wovonher und das eschatologisch-utopisch-äußerste Woraufhin des Lebens und der Geschichte meint.

Als zentrales Anliegen Jesu müsste vielmehr das Reich Gottes die Mitte des Glaubens, der Kirche und der Theologie sein. Im Summarium zu Beginn des Markusevangeliums verkündigt Jesus: »Erfüllt ist die Zeit, und nahe gekommen ist das Reich Gottes. Kehrt um und glaubt an das Evangelium« (1 Mk 1,15).

Er lässt die Seinen beten: »Dein Reich komme« (Mt 6,10) und erklärt in der Bergpredigt: »Trachtet aber zuerst nach seinem [Gottes, U.E.] Reich und seiner Gerechtigkeit, dann wird euch dies alles dazugegeben werden« (Mt 6,33). Der ersten Christengemeinde war die zentrale Bedeutung des Reiches Gottes noch bewusst, wenn die Apostelgeschichte zu Beginn bezeugt, der Auferstandene habe während vierzig Tagen vom Reich Gottes gesprochen (vgl. Apg 1,3) und wenn am Ende von Paulus in Rom gesagt wird, er habe den führenden Juden das Reich Gottes erklärt und es während zwei Jahren allen Besuchern verkündet (vgl. Apg 28,23.30f).

Ohne hier im Einzelnen die inhaltliche Fülle des Reiches Gottes darstellen, seine komplexe Struktur aufzeigen und seine transzendentale sowie eschatologisch-utopische Dimension erläutern zu können,[8] sei für sein Verständnis zumindest auf das wohl umfassendste und dichteste Bild für das Reich Gottes in Jesu Verkündigung hingewiesen. Jesus vergleicht es in Gleichnissen bei Matthäus mit einem Hochzeitsmahl (vgl. Mt 22,1-10) und bei Lukas mit einem Festmahl (vgl. 14,15-24), auf dem Arme, Krüppel, Blinde und Lahme und zum Schluss jedwede Leute von der Landstraße und den Zäunen erscheinen. Es kommt da also keine vornehme Gesellschaft zusammen. Es ist vielmehr ein Fest »offener Kommensalität«, d.h. ein Fest offener Tischgemeinschaft, die »...nicht im Kleinen die große Gesellschaftsordnung mit ihren vertikalen Diskriminierungen und lateralen Trennungen...«[9] widerspiegelt.

Als Fest offener Kommensalität meint »Das Reich (...) eine solidarisch-egalitär offene Gemeinschaft von Menschen, in der sich alle gegenseitig als gleichberechtigte und bedürftige Subjekte anerkennen. Die Anerkennung der Bedürftigkeit bezieht sich ganzheitlich auf alles, was es zu einem Leben in Würde und Fülle braucht. Deshalb ist das Reich Gottes eine Gemeinschaft, in der sich alle als materiell, sozial und kulturell-religiöse bedürftige Subjekte anerkennen.«[10] Konkret geht es um die Bedürfnisse nach Sicherung des physischen Lebens durch eine entsprechende ökonomische Produktionsweise, nach sozialer Anerkennung in politischen Ordnungen, die dies ermöglichen, und nach einem sinnvollen Leben im Rahmen kultureller Verhältnisse.

Das rechtfertigende Handeln Gottes ist als Moment jenes geschenkt-verpflichtenden Reiches Gottes zu sehen, das eine höchst komplexe Größe darstellt. Es enthält sowohl konkrete Kriterien für die Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse wie es das transzendental-innerste Wovonher und das eschatologisch-utopisch-äußerste Woraufhin des Lebens und der Geschichte meint.

2. Human- und sozialwissenschaftliche Aspekte gewaltförmiger Opfer-Täter-Relation und –Fixierung – *Sehen*

2.1 Opfer-Täter-Relation ist durch Gewaltformen konstituiert

Die Rede von der Opfer-Täter-Fixierung setzt eine Beziehung zwischen Opfer und Täter voraus. Die Relation zwischen Opfer und Täter ist wesentlich durch Gewalt konstituiert. Dabei ist mit Johan Galtung von einem erweiterten Gewaltbegriff auszugehen. Dieser hebt sich von einem eng gefassten Begriff dadurch ab, dass er Gewalt nicht auf einen subjektiv intendierten Akt physischer Beschädigung oder auf den Angriff auf Leib und Leben bis zum Töten reduziert. Seinen erweiterten Begriff von Gewalt umschreibt Galtung so: »Gewalt liegt dann vor, wenn Menschen so beeinflusst werden, dass ihre aktuelle somatische und geistige Verwirklichung geringer ist als ihre potentielle Verwirklichung.«[11]

Gewalt ist überall da, wo die körperliche, soziale und psychische Integrität von Menschen beeinträchtigt wird und wo be- oder verhindert wird, dass Menschen ihre Bedürfnisse nach Sicherung des physischen Lebens, nach sozialer Anerkennung und nach einem sinnvollen Leben befriedigen können. Die Gewalt hat verschiedene Formen und führt zu unterschiedlichen Opfer-Täter-Relationen.

Gewalt ist überall da, wo die körperliche, soziale und psychische Integrität von Menschen beeinträchtigt wird und wo be- oder verhindert wird, dass Menschen ihre Bedürfnisse nach Sicherung des physischen Lebens, nach sozialer Anerkennung und nach einem sinnvollen Leben befriedigen können.

Im Rahmen einer Typologie von Gewalt unterscheidet Galtung verschiedene Dimensionen von Gewalt. Als erste nennt er die Unterscheidung zwischen physischer und psychischer Gewalt. »Mit physischer Gewalt fügt man Menschen physischen Schmerz zu; ihre extremste Form ist das Töten.«[12] Zur Gewalt, die sich gegen die Psyche richtet und auf die Verminderung der geistigen Möglichkeiten abzielt, gehören »... Lügen, Gehirnwäsche, Indoktrinationen verschiedenster Art, Drohungen usf.«[13]

Als wichtigste Dimension bezeichnet Galtung die Frage, ob es ein handelndes Subjekt gibt oder nicht. Von da her unterscheidet er zwei Typen von Gewalt: »Den Typ von Gewalt, bei dem es einen Akteur gibt, bezeichnen wir als personale oder direkte Gewalt; die Gewalt ohne einen Akteur als strukturelle oder indirekte Gewalt.«[14]

Für die Opfer-Täter-Relation heißt dies: Während auf der Opferseite die Gewalt erleidenden einzelnen Personen oder Gruppen bei beiden Typen von Gewalt identifizierbar sind, ist dies auf der Täterseite nur bei den Formen direkter Gewalt in derselben Weise möglich. Für die strukturelle oder indirekte Gewalt sind nicht in der gleichen Weise wie für die personale oder direkte Gewalt einzelne Akteure verantwortlich. Deswegen ist aber strukturelle Gewalt in zweifacher Hinsicht menschlicher Verantwortung nicht enthoben.

Zum einen fällt strukturelle Gewalt nicht vom Himmel, sondern ist das Ergebnis menschlicher Entscheidungen. Was aber von Menschen gemacht worden ist, kann auch wieder von Menschen beseitigt werden und ist von Menschen zu verantworten.

Zum anderen sind es nicht die Strukturen selbst, die Gewalt ausüben, sondern es sind konkrete Akteure, denen es bestimmte Strukturen ermöglichen, Gewalt auszuüben. Auch in Bezug auf die strukturelle oder indirekte Gewalt kann deshalb zumindest analog zur personalen oder direkten Gewalt von einer Opfer-Täter-Relation gesprochen werden. Das gilt in gleicher Weise für jene Form indirekter Gewalt, die Galtung später eingeführt und als kulturelle Gewalt bezeichnet hat. Diese »... dient dazu, direkte und strukturelle Gewalt zu legitimieren, und führt Akteure dazu, entweder direkt Gewalt auszuüben oder es zu unterlassen, gegen strukturelle Gewalt vorzugehen.«[15]

2.2 Opfer und Täter sind in Strukturen eingebunden

Opfer und Täter sind Akteure, die von bestimmten Optionen geleitet sind. Diese Optionen konkretisieren sich in persönlichen Lebensentwürfen und politischen Leitvorstellungen. Opfer und Täter sind keine isolierten Einzelpersonen, sondern Subjekte, die in Strukturen eingebunden sind. Eine radikale, d.h. an die Wurzel reichende Analyse der Opfer-Täter-Relation darf weder die Opfer- noch die Täterseite auf abstrakte Individuen oder Gruppen reduzieren. Opfer und Täter sind Akteure, die auch in ihrem Opfer- bzw. Tä-

tersein unter dem Gesichtspunkt zu sehen sind, dass sie in Strukturen eingebunden und von diesen mitbestimmt sind. Die Opfer-Täter-Relation ist deshalb immer auch eine Relation von Strukturen.

Mit Pierre Bourdieu kann von der Relation unterschiedlicher Struktur-Habitus-Praxis-Zusammenhänge gesprochen werden. Für Bourdieu ist der Habitus ein Dispositionssystem sozialer Akteure, d.h. ein System von Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata,[16] die »... als Erzeugungs- und Strukturierungsprinzip von Praxisformen...«[17] wirken. »Eine Struktur (Klasse/Klassenlage) führt dazu, dass sich bei Individuen und Gruppen eine bestimmte Disposition ausprägt, der Habitus. Der Habitus wiederum bewirkt praktische Handlungen und Strategien, die die ursprüngliche Struktur wiederherstellen« (M. Füssel).

Die Opfer-Täter-Relation ist auch als Relation von Struktur-Habitus-Praxis-Zusammenhängen zu sehen. Diese können daraufhin untersucht werden, ob und in welcher Weise sie von einer Gewaltlogik bestimmt sind. Dabei ist davon auszugehen, dass keine Form von Gewalt irrational ist, sondern dass jede Gewalt »... ihre eigene, äußerst vernunftgeladene Rationalität [hat].«[18]

An solchen Rationalitäten können ohne den Anspruch zu erheben, die Aufzählung sei vollständig, genannt werden: Eine kapitalistische in Bezug auf die wirtschaftliche Produktionsweise, eine rassistische oder nationalistische im Verhältnis von Ethnien und Nationen, eine sexistische in der Beziehung der Geschlechter und in Bezug auf die sexuelle Orientierung, eine adultistische im Verhältnis von Erwachsenen und Kindern. Gewalt kann auch überall da ausgeübt und legitimiert werde, wo Gesetze, Prinzipien oder institutionelle Interessen so verabsolutiert werden, dass sie über das Leben bedürftiger Subjekte gestellt werden, statt dass sie diesen dienen.

2.3 Ursachen und Folgen der Opfer-Täter-Fixierung

In einem vorläufigen Sinn kann die Opfer-Täter-Fixierung so umschrieben werden. Sie besteht auf der Opferseite in der Weigerung, der Täterseite zu vergeben und auf der Täterseite in der Weigerung, Schuld gegenüber der Opferseite einzugestehen und Verantwortung zu übernehmen.

Sowohl auf der Seite der Opfer wie auf der Seite der Täter gibt es verschiedene Ursachen für eine Opfer-Täter-Fixierung und dafür, diese aufrechtzuerhalten. Als Bedingungen, die das Vergeben erschweren oder verunmöglichen, nennt auf Grund empirischer Untersuchungen der Psychologe Reinhard Tausch Rachegefühle nach tiefen Verletzungen, Überflutung durch negative Emotionen, über die Opferseite dominieren und Recht haben wollen, sich selbst vor der Täterseite zu schützen, mit sich selbst unzufrieden sein.[19]

Mit der Opfer-Täter-Fixierung können für die Opferseite Vorteile verbunden sein, die Beate Weingard so zusammenfasst:

»Solange man anklagt, kann man die Überzeugung von der Alleinschuld des Täters aufrechterhalten und sich jeder Auseinandersetzung mit der eigenen Schuld oder Mitverantwortung enthalten; (...) kann man unter Umständen Macht über den Verletzer ausüben, in subtiler Form Rache nehmen und gleichzeitig den Anspruch auf seine Bestrafung aufrechterhalten; (...) erspart man sich das Risiko neuer Verletzungen; (...) kann man die Bindung an den Verletzer aufrechterhalten.«[20]

Auf der Täterseite zählt Beate Weingardt folgende Techniken der Schuldverdrängung auf:

»Leugnen der Verantwortung: In Anlehnung an die Thesen von Psychologen, Sozialwissenschaftlern (...) sieht sich der Verletzer als Produkt - und damit als Opfer - seiner Umwelt. Leugnen der zugefügten Verletzung: Die Wunde, die der Verletzer geschlagen hat, wird von diesem entweder geleugnet oder bagatellisiert (...) Leugnen der Unschuld des Opfers: Der Verletzer schiebt die Verantwortung für das Geschehene dem Verletzten zu (...). Berufung auf übergeordnete Verpflichtungen oder Bindungen: der Verletzer behauptet entweder, aus Loyalität gegenüber Dritten (Angehörige, Vorgesetzte) oder gegenüber einer höheren Autorität (Staat, Gesellschaft, Gott) so gehandelt zu haben, oder er nimmt in Anspruch, dass er im Interesse einer guten Sache, eines hehren Zieles oder ähnlichem keine andere Wahl hatte, als so zu handeln. Verurteilung der Verurteiler: der Verletzte (sic!) lenkt die Aufmerksamkeit von seinem eigenen Tun weg auf die mutmaßlichen Motive und auf das Verhalten jener, die ihn anklagen, entsprechend der Devise ‚Angriff ist die beste Verteidigung'.«[21]

Die Opfer-Täter-Fixierung hat Folgen. So haben empirische Studien gezeigt, »... dass eine aggressive, abweisende und nicht-vergebende Haltung gegenüber der Umwelt den Menschen sowohl seelisch als auch körperlich in seinem Wohlbe-

finden beeinträchtigt und seine Widerstandskraft verringert.«[22] Eine Vielzahl von Untersuchungen zur Psychoneuroimmunologie haben nachgewiesen, dass eine feindselige, nichtvergebende Haltung mit negativen Gefühlen verbunden ist, die einen seelischen Spannungszustand darstellen, »...der sich in nachprüfbaren körperlichen Stressreaktionen manifestiert und somit maßgeblich an der Entstehung körperlicher Erkrankungen beteiligt sein kann.«[23]

Die Opfer-Täter-Fixierung kann eine letztlich endlose und zerstörerische Dynamik in Gang bringen, indem das ursprüngliche Opfer durch Verharren in der Anklage zum Täter am ursprünglichen Täter und der ursprüngliche Täter zum Opfer des ursprünglichen Opfers wird.

Eine kaum zu überschätzende Schlüsselrolle spielt das Selbstwertgefühl sowohl für die Opfer- wie für die Täterseite. So hat Geiko Müller-Fahrenholz festgestellt: »Die Kränkung über erlittenes Unrecht geht genauso tief wie die Scham über begangenes Unrecht, möglicherweise sogar noch tiefer.«[24]

2.4 Charakterisierung der Opfer-Täter-Fixierung

Angesichts höchst unterschiedlicher Opfer-Täter-Relationen und Konstellationen ist es nicht unproblematisch, von der Opfer-Täter-Fixierung zu sprechen. So versteht sich die folgende Umschreibung als idealtypische. Die Opfer-Täter-Fixierung besteht von der Täterseite her in der Weigerung, Schuld einzugestehen und Verantwortung zu übernehmen und von der Opferseite her in der Weigerung, Schuld zu vergeben. Die Opfer-Täter-Fixierung meint: Die Täterseite wird nur unter dem Gesichtspunkt ihres Täterseins gesehen, und die Opferseite nur unter dem Gesichtspunkt ihres Opferseins. Die Opfer-Täter-Fixierung kann sich zu einer reduktionistischen Totalität ausweiten, in der die Opferseite ganz auf ihr Opfersein und die Täterseite ganz auf ihr Tätersein reduziert wird. Die Opfer-Täter-Fixierung kann eine letztlich endlose und zerstörerische Dynamik in Gang bringen, indem das ursprüngliche Opfer durch Verharren in der Anklage zum Täter am ursprünglichen Täter und der ursprüngliche Täter zum Opfer des ursprünglichen Opfers wird.

Die Opfer-Täter-Fixierung soll nun im nächsten Schritt im Licht des Evangeliums vom vergebenden Gott des Reiches beurteilt werde.

3. Die Opfer-Täter-Fixierung im Licht des Evangeliums vom vergebenden Gott des Reiches – *Urteilen*

3.1 Jesu vergebende Praxis und Botschaft

Der Gott, von dessen rechtfertigendem Handeln hier die Rede ist, ist der Gott des Reiches und seiner Gerechtigkeit. Mit diesem Reich hat sich Jesus ganz identifiziert, ohne es vollständig sich selbst gleichzusetzen, wenn er dessen Erfüllung als Geschenk Gottes verheißen hat. Das Reich Gottes bezeugte Jesus als Reich des Lebens, des Lebens in Fülle für alle, wie er im Johannesevangelium seine Sendung zusammenfasst. Integrales und wichtiges Moment von Jesu Bezeugung des Reiches Gottes war sein befreiender Umgang mit Sündern und seine Verkündigung, dass Schuld nicht das letzte Wort hat.

Seine von Schuld befreiende Praxis bezeugte er, als er sich beim reichen Zöllner Zachäus zum Essen einlud, was von den Leuten als anstößig empfunden wurde (vgl. Lk 19,7). Nachdem Zachäus versprochen hatte, die Hälfte seines Vermögens den Armen zu geben und das Erpresste vierfach zu erstatten, sagte Jesus: »Heute ist diesem Haus Heil widerfahren« (Lk 19,9). Jesu Zuwendung zum Sünder geschah zwar bedingungslos, aber nicht ohne dass sie ihn zur Erkenntnis seines schuldhaften Verhaltens und zur Umkehr veranlasste.

Der Frau, die beim Ehebruch ertappt worden war und von Schriftgelehrten und Pharisäern zu ihm gebracht wurde, sagte Jesus, er verurteile sie nicht und sie solle nicht mehr sündigen (vgl. Joh 8,10).

Dem gelähmt und schuldig daniederliegenden Mann vergab er die Sünden (vgl. Mk 2,6), verteidigte sich gegen die Schriftgelehrten, die seine Rede für lästerlich hielten (vgl. Mk 2,6) und erhob den Anspruch, auf Erden Sünden vergeben zu können (vgl. Mk 2,10).

Pharisäer und Schriftgelehrte empörten sich über Jesu Zusammensein mit Zöllnern und Sündern (vgl. Lk 15,1f). Er stand im Ruf, ein Fresser und Säufer, ein Freund der Zöllner und Sünder zu sein (vgl. Lk 7,34). Sein Handeln rechtfertigte Jesus u.a. mit dem Gleichnis vom gütigen Vater (vgl. Lk 15,11-32).

Dem Petrus, der ihn fragte, wie oft er seinem Bruder vergeben müsse und ob siebenmal genüge, antwortete er zunächst, nicht bis zu siebenmal, sondern bis zu siebenundsiebzigmal (vgl. Mt 18,21f) und erzählte danach das Gleichnis vom unbarmherzigen Knecht. In diesem verglich er das Himmelreich mit einem König, der seinem Knecht zunächst eine riesige Schuld erlässt, ihn dann aber den Folterknechten übergab, weil er einem seiner Mitknechte dessen geringe Schuld nicht hatte erlassen wollen (vgl. Mt 18,23-35).

Im zentralen Gebet, das Jesus den Seinen in der Bergpredigt hinterließ, lässt er diese beten: »Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben haben unsern Schuldigern« (Mt 6,12). Diese Bitte hebt sich von den anderen Bitten des Unser-Vater-Unser dadurch ab, dass sie als einzige mit einer Selbstverpflichtung des Menschen verbunden ist. An zentraler Stelle der Verkündigung Jesu wird Gottes Verhältnis zum Menschen mit dessen Verhalten seinem Nächsten gegenüber verbunden. Das Gewicht dieser Bitte wird dadurch betont, dass sie die einzige ist, die Jesus gleich nach dem Gebet noch näher erläutert, wenn er erklärte: »Denn wenn ihr den Menschen ihre Verfehlungen vergebt, so wird euer himmlischer Vater auch euch vergeben. Wenn ihr aber den Menschen nicht vergebt, so wird auch euer Vater eure Verfehlungen nicht vergeben« (Mt 6,14f.).[25] Der Bitte um Vergebung von Schuld geht die Bitte um das Kommen des Reiches Gottes voraus, so dass diese den Horizont für jene darstellt.

3.2 Die theologale Qualität vergebenden Handelns auf Grund der Einheit von Nächsten- und Gottesliebe

Die von Jesus bezeugte Verbindung von Vergebung Gottes und Vergebung der Menschen untereinander findet sich nicht erst im Zweiten, sondern bereits im Ersten Testament, wenn auch erst im spätjüdischen Weisheitsbuch Jesus Sirach, wo es heißt: »Wer sich rächt, an dem wird sich der Herr wieder rächen und wird ihm seine Sünden auch anrechnen. Vergib deinem Nächsten, was er dir zuleide getan hat, so werden auch dir deine Sünden vergeben, wenn du darum betest. Ein Mensch hält gegen den andern am Zorn fest - und will bei dem Herrn Gnade suchen? Er ist unbarmherzig gegen seinesgleichen - und will für seine Sünden bitten? Er ist nur Fleisch und Blut und hält am Zorn fest - wer will denn ihm seine Sünden vergeben« (Sir 28,1-5)?

Das oft aus dem Ersten Testament als Kontrast zur Vergebung im Zweiten Testament verstandene und zur Begründung von Rache herangezogene »jus talionis« war ursprünglich keine Vergeltungs-, sondern eine Wiedergutmachungsregel, wenn es heißt: »Entsteht ein dauernder Schaden, so sollst du geben Leben um Leben, Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand, Fuß um Fuß, Brandmal um Brandmal, Beule um Beule, Wunde um Wunde« (Ex 21,23-25). Damit sind »... nicht diejenigen angesprochen, denen ein Schaden zugefügt worden ist, sondern diejenigen, die einen Schaden verursacht haben. (...) Der Spruch ist also keinesfalls eine Aufforderung zur Rache, (...) in bildhafter Sprache wird dazu aufgefordert, Schaden wieder gutzumachen.«[26]

Die Vergebung Gottes ist also daran gebunden, dass denen vergeben worden ist, die an einem schuldig geworden sind.

Im Zweiten Testament formuliert die Einheit von Gottes-, Nächsten- und Selbstliebe als zentrales Gebot im Lukasevangelium ein Gesetzeslehrer, nachdem er Jesus gefragt hatte, was er tun müsse, um das ewige Leben zu erlangen. Von Jesus aufgefordert zu sagen, was im Gesetz geschrieben stehe, antwortete er: »Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit all deiner Kraft und mit deinem ganzen Verstand, und deinen Nächsten wie dich selbst« (Lk 10,27).

In der biblischen Tradition hat das Verhalten gegenüber dem Nächsten theologale, d.h. das Verhältnis zu Gott betreffende, Qualität. Es gibt keine abstrakte Beziehung zu Gott an den Beziehungen zu den Mitmenschen vorbei. Deshalb die Unser-Vater-Unser-Bitte »Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben haben unseren Schuldigern«. Die Vergebung Gottes ist also daran gebunden, dass denen vergeben worden ist, die an einem schuldig geworden sind.

3.3 Beurteilung der Opfer-Täter-Fixierung im Licht des Reiches Gottes

Die Opfer-Täter-Fixierung betrifft beide Seiten. Unter dem Gesichtspunkt der mit dem geschenkten Reich Gottes verbundenen Einladung zur Umkehr ist die Opfer-Täter-Fixierung auf der Täterseite die Weigerung zur Um-kehr im Sinne der Ab-kehr von der Fixierung auf schuldhaftes Verhalten und der Hin-kehr zu einem Neubeginn im Sinne des Reiches Gottes. Von der Opferseite ist es die Weigerung zur Um-kehr im Sinne der Abkehr von der unfreiheitlichen Bindung an Verletzungen in der Vergangenheit und der Hin-kehr zur Nachfolge im Sinne des Reiches Gottes.

Die Fixierung auf den Schmerz auf Grund erlittener Verletzung bzw. auf den Schmerz wegen zugefügten Leids beschränkt die umfassenden Lebensperspektiven jenes Reiches Gottes, das mit einem Fest offener Kommensalität verglichen wird, zu dem alle ohne Ansehen der Person geladen sind.

Insofern sich Opfer und Täter nur noch als Opfer oder als Täter sehen und sich in die Opfer-Täter-Fixierung einschließen, entsteht eine Totalität, die keine Transzendenz ihrer selbst kennt und die als von Menschen gemachte Totalität mit physisch und psychisch zerstörerischen Folgen idolatrische Züge trägt.

Die in der Opfer-Täter-Fixierung gefangenen Opfer und Täter sind in Strukturen eingebunden. Insofern diese Strukturen die Ausübung von Gewalt zulassen, begünstigen oder gar erfordern, sind sie als Strukturen der Sünde zu qualifizieren.

Die Opfer-Täter-Fixierung als unendliche Kette von Opfer-Täter-Opfer-Täter-Relationen kann analog zur Kennzeichnung des Kapitalismus durch Walter Benjamin als permanenten und verschuldenden Kult von der Täterseite als Kult selbstgerechten und leidunempfindlichen Rechthabenwollens und von der Opferseite als Kult des Verletztseins oder der Rache qualifiziert werden.

Insofern sich Opfer und Täter nur noch als Opfer oder als Täter sehen und sich in die Opfer-Täter-Fixierung einschließen, entsteht eine Totalität, die keine Transzendenz ihrer selbst kennt und die als von Menschen gemachte Totalität mit physisch und psychisch zerstörerischen Folgen idolatrische Züge trägt.

3.4 Keine billige Vergebung

In Analogie zu Dietrich Bonhoeffers Unterscheidung von billiger und teurer Gnade als der Unterscheidung von Gnade ohne bzw. mit Nachfolge kann von billiger und teurer Befreiung von der Opfer-Täter-Fixierung gesprochen werden. Auf Grund der Selbstverpflichtenden Qualität der Rede vom vergebenden Gott und des Glaubens an ihn kann es keine billige Befreiung von der Opfer-Täter-Fixierung geben. Billig wäre sie, würden mit Berufung auf den rechtfertigenden Gott Täter bedingungs- und folgenlos von ihrer Schuld freigesprochen.

Damit kommt nach der Analyse der Opfer-Täter-Fixierung und deren Beurteilung im Licht des Evangeliums vom vergebenden Gott des Reiches die Praxis zur Überwindung der Opfer-Täter-Fixierung in den Blick.

4. Wege zur Überwindung der Opfer-Täter-Fixierung zum Aufbau Reich-Gottes-verträglicher Verhältnisse – *Handeln*

4.1 Ehrliches Sehen und Analysieren des Opfer- bzw. Täterseins als Voraussetzung

Zunächst ist festzuhalten: Die Befreiung aus der Opfer-Täter-Fixierung geschieht nicht durch Vergessen, Verdrängen oder Verleugnen des Opfer- bzw. Täterseins.[27] Im Gegenteil ist das klare Wissen um das Opfer- bzw. Tätersein Voraussetzung für die Befreiung aus der Opfer-Täter-Fixierung. Diese »...bedeutet keinesfalls den Verzicht auf Anklage, sondern sie bedeutet im Kern, dass der Verletzer nicht länger auf sein Fehlverhalten behaftet und dass auf Vergeltung verzichtet wird. Moralische Unterscheidung von Gut und Böse werden dabei gerade nicht aufgehoben, sondern im Gegenteil zur gleichen Zeit bestätigt und transzendiert. Der Verzicht auf die Verurteilung des Verletzers impliziert nicht den Verzicht auf die klare Beurteilung seines Verhaltens.«[28]

4.2 Zur Frage nach der Verantwortung für die Überwindung der Opfer-Täter-Fixierung

Die Überwindung der Opfer-Täter-Fixierung stellt in Blick auf die Vision eines gerechten Friedens so etwas wie eine Minimalforderung dar. Sie ist als Moment von Vergebung zu verstehen, die die Bedingung der Möglichkeit von Versöhnung ist.

Es stellt sich die Frage, wie es zur Befreiung aus der Opfer-Täter-Fixierung kommen kann und wer dafür welche Verantwortung trägt. Es ist von einer komplexen Sicht der Verantwortung in der Opfer-Täter-Relation als einem System auszugehen, in dem sich das Verhalten der Akteure wechselseitig beeinflusst.

Als Elemente seien genannt: Auf der Opferseite die Bereitschaft, von der Fixierung auf das eigene Opfer- und das Tätersein des Täters abzulassen. Von der Opferseite kann die Bitte um Anerkennung der Schuld an die Adresse der Täterseite ausgehen. Auf der Opferseite ist es die Bereitschaft zu vergeben, die die Überwindung der Opfer-Täter-Fixierung anstoßen kann. Dabei ist davon auszugehen, dass solches Bitten bzw. Verhalten der Opferseite die Täterseite ermuntern kann, Schuld anzuerkennen und Verantwortung zu übernehmen und so zur Überwindung der Opfer-Täter-Fixierung beizutragen.

Von der Täterseite her sind es die Bereitschaft, Schuld anzuerkennen und sich zu entschuldigen, und die Bitte um Vergebung, die Bewegung in die Opfer-Täter-Fixierung bringen können. Auch hier ist davon auszugehen, dass solches Bitten bzw. Verhalten der Täterseite es der Opferseite leichter möglich macht, zu vergeben und ihrerseits zur Überwindung der Opfer-Täter-Fixierung beizutragen.

4.3 Gründe, Voraussetzungen und Wege der Überwindung der Opfer-Täter-Fixierung

So wie es Gründe für die Entstehung der Opfer-Täter-Fixierung gibt, so gibt es Gründe, diese zu überwinden. Es sind nicht nur theologische Gründe. Aus medizinischer Sicht wird angeführt, dass die Überwindung der Opfer-Täter-Fixierung dem körperlichen Wohlergehen zuträglicher ist als das Verharren darin, da dieses eine den Organismus belastende seelische Anspannung impliziert, die zu organischen Veränderungen und Erkrankungen führen kann.[29] Aus psychotherapeutischer und psychologischer Sicht ist mit der Überwindung der Opfer-Täter-Fixierung die Übernahme von Verantwortung für das eigene Leben verbunden, was emotional entlastet und positive Energien freisetzt.[30]

Aus theologischer Sicht ist die Unser-Vater-Unser-Bitte »Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben haben unsern Schuldigern« (Mt 6,12) leitend. Im Wissen darum, dass die wenigsten Menschen im Leben immer nur auf der Opfer- oder immer nur auf der Täterseite stehen, ist es ein Zeichen der Dankbarkeit für die von Gott zugesprochene Vergebung von Schuld, diese weiterzuschenken. Dabei steht in der Weise die Gottesbeziehung auf dem Spiel, dass sie nur unter der Bedingung nicht zu einer billigen verkommt, dass die selbstverpflichtende Qualität der Rede von Gottes rechtfertigendem Handeln als Moment des von ihm geschenkten Reiches ernst genommen und in der Überwindung der Opfer-Täter-Fixierung praktisch bezeugt wird.

Die Befreiung von der Opfer-Täter-Fixierung setzt eine bewusste Option auf beiden Seiten voraus. Es geht darum, dass sich die Opfer- und die Täterseite auf den je eigenen persönlichen Lebensentwurf und auf das leitende politische Projekt besinnt. »Für die Opferseite stellt sich die Frage, ob sie so an die Vergangenheit gebunden bleiben will, dass Kränkung und Schmerz durch psychisch und physisch erlittene Gewalt verabsolutiert und zum beherrschenden Lebensinhalt werden. Für die Täterseite stellt sich die Frage, ob sie Scham und Schmerz angesichts psychisch oder physisch zugefügten Leidens verabsolutiert und so das Schuldig-geworden-Sein zum dominanten Lebensinhalt macht. Sowohl eine Fixierung der Opferseite auf den Schmerz der Kränkung als auch die Fixierung der Täterseite auf den Schmerz der Scham sollte überwunden werden. Es ginge darum, weder gekränkt-verletzt noch schuldig-verletzt um sich selbst zu kreisen.«[31] Die Befreiung aus der Opfer-Täter-Fixierung bestünde im Verzicht auf eine regressiv-destruktive Bindung an die Vergangenheit und wäre so Voraussetzung für eine offensiv-kreative Orientierung auf Zukunft hin.

Die Befreiung von der Opfer-Täter-Fixierung setzt eine Empathie voraus, die die jeweils andere Seite wahrzunehmen und in Relation zur eigenen zu setzen bereit ist. Hilfreich kann es für beide Seiten sein, die andere Seite in ihrem Struktur-Habitus-Praxis-Zusammenhang zu verorten und zu fragen, in welcher Weise die zugefügte bzw. erlittene Gewalt etwas mit diesen Zusammenhängen zu tun hat.

Für die Befreiung von der Opfer-Täter-Fixierung ist in der Regel ein Prozess erforderlich, der mehrere Phasen umfasst. Die Phasen, die Beate Weingardt auf Grund verschiedener Untersuchungen für die Vergebung nennt, gelten ein Stück weit auch für die Überwindung der Opfer-Täter-Fixierung. »1. Phase: Auseinandersetzung mit der eigenen Verletztheit, der eigenen Perspektive, den eigenen Erwartungen und der eigenen Person. (...) 2. Phase: Auseinandersetzung mit dem Verletzer, Bereitschaft, Bereitschaft zur Empathie (Perspektivenwechsel) (...) 3. Phase: Entscheidung zur Vergebung und zum Loslassen negativer Gefühle gegenüber dem Verletzer. (...) 4. Phase: Neues Verhältnis zum Verletzer, neues kommunikatives Verhalten; neue Gefühle dem Verletzer gegenüber sowie Bereitschaft zur Versöhnung.«[32] Es soll nicht verschwiegen, sondern eigens erwähnt werden, dass es Opfer-Täter-Relationen und Opfer-Täter-Fixierungen gibt, die nicht ohne therapeutische Hilfe oder vermittelnde Mediatoren bearbeitet bzw. überwunden werden können oder die als »unlösbare Schuldgeschichten« (Peter Kutter) zu bezeichnen sind. Das gilt für Vergewaltigungen, sexuellen Missbrauch von Kindern, Folterungen und für Situationen, wo die eine oder andere Seite nicht mehr am Leben ist.

4.4 Reich-Gottes-verträgliche Verhältnisse im Dienst eines guten Lebens aller

Die Überwindung der Opfer-Täter-Fixierung ist einerseits Bedingung für den Aufbau eines guten Lebens für alle. Sie ist aber andererseits in der Weise an die Veränderung bzw. Beseitigung von Strukturen gebunden, dass die Voraussetzungen für die Entstehung von gewaltförmigen Opfer-Täter-Relationen weniger werden oder ganz verschwinden. Es ginge um den pädagogischen und politischen Einsatz für Struktur-Habitus-Praxis-Zusammenhänge, die zumindest Reich-Gottes-kompatibel sind. Die Reich-Gottes-Verträglichkeit wäre daran gebunden, dass sich die Struktur-Habitus-Praxis-Zusammenhänge in dem Sinn am Leben orientieren, dass sie daraufhin angelegt sind, wirtschaftliche Mechanismen, staatliche Gesetze, politische Prinzipien, religiöse Gebote und institutionelle Interessen konsequent in den Dienst der Befriedigung der Bedürfnisse der Menschen nach Sicherung des physischen Lebens, nach sozialer Anerkennung und nach einem sinnvollen Leben zu stellen.

Dabei stehen die persönliche-existenzielle Umkehr der Einzelnen und die politisch-strukturelle Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse in einem dialektischen Bedingungsverhältnis. Die Gewaltausübung ermöglichenden und fördernden Strukturen sind aus der Praxis einzelner Akteure entstanden. Diese Strukturen prägen ihrerseits den Habitus von Akteuren. Dieser Habitus bestimmt deren Praxis. Diese Praxis wiederum gestaltet die Strukturen usw. usf. Entscheidend ginge es darum, den Reproduktionsprozess von Struktur, Habitus und Praxis von Elementen der Gewalt zu befreien. Das geschieht dadurch, dass die strukturellen Voraussetzungen für die Ausübung von Gewalt minimiert bzw. beseitigt werden und der Habitus der Akteure so ausgebildet wird, dass die Bereitschaft zu gewalttätiger Praxis abnimmt oder verschwindet.

5. Zusammenfassung: Bedürfnisse/Strukturen-Methoden-Raster

Vor dem Hintergrund eines Verständnisses von Gottes rechtfertigendem Handeln, das dieses im umfassenden Horizont des in Jesus angebrochenen Reiches Gottes als Behauptung des Lebens für alle begreift, wurde die Opfer-Täter-Fixierung in drei Schritten bearbeitet.

Zunächst ging es um die Analyse der Opfer-Täter-Relation bzw. -Fixierung.

- Die Opfer-Täter-Relation ist durch Gewaltformen bestimmt.
- Opfer und Täter sind in Struktur-Habitus-Praxis Zusammenhänge mit Gewaltpotenzial eingebunden.
- Die Opfer-Täter-Fixierung hat verschiedene Ursachen und negative Folgen für alle.
- Die Opfer-Täter-Fixierung ist eine reduktionistische Totalität mit zerstörerischer Dynamik.

Danach wurde die Opfer-Täter-Fixierung im Licht des Evangeliums vom vergebenden Gott des Reiches beurteilt

- Jesus befreite von Schuld als Moment des geschenkten Reiches Gottes.
- Die Opfer-Täter-Relation hat auf Grund der Einheit von Nächsten- und Gottesliebe theologale Qualität.

- Die Opfer-Täter-Fixierung ist ein Kult und trägt als zerstörerische Totalität idolatrische Züge.

- Keine billige Befreiung von der Opfer-Täter-Fixierung.

Schließlich ging es um Wege zur Überwindung der Opfer-Täter-Fixierung zum Aufbau Reich-Gottes-verträglicher Verhältnisse

- Eine genaue Sicht von Opfer und Täter ist erfordert und die Befreiung von der Opfer-Täter-Fixierung verzichtet nicht auf moralisches Urteil.

- Die Verantwortung von Opfer und Täter ist komplex.

- Die Befreiung von der Opfer-Täter-Fixierung ist sozialwissenschaftlich und theologisch begründet.

- Es geht um den pädagogischen und politischen Einsatz für Reich-Gottes-verträgliche Struktur-Habitus-Praxis-Zusammenhänge.

Ich schließe mit einem Wort von Mark Twain, das uns an den Ausgangspunkt unserer Überlegungen erinnert und führt. Das Wort von Mark Twain lautet: »Man vergisst vielleicht, wo man die Friedenspfeife vergraben hat, aber man vergisst niemals, wo das Beil liegt.«

Methode / **Bedürfnisse und Strukturen**	**Sehen** Opfer-Täter-Fixierung	**Urteilen** Im Licht des Reiches Gottes	**Handeln** Wege der Befreiung
Sinnvolles Leben in kulturellen Verhältnissen	O-T-Relation ist durch Gewaltformen konstituiert O u. T sind in Struktur-Habitus-Praxis-Zusammenhänge mit Gewaltpotential eingebunden	Jesus befreite von Schuld als Moment des geschenkten Reiches Gottes O-T-Relation hat auf Grund der Einheit von Nächsten- u. Gottesliebe theologale Qualität	Genaue Sicht von O u. T erfordert Befreiung von O-T-Fixierung nicht Verzicht auf moralisches Urteil Komplexe Verantwortung von O u. T
Soziale Anerkennung in politischer Ordnung	O-T-Fixierung hat verschiedene Ursachen u. negative Folgen für alle	O-T-Fixierung ist ein Kult und trägt als zerstörerische Totalität idolatrische Züge	Befreiung von O-T-Fixierung sozialwiss. u. theol. begründet
Sicherung phys. Lebens durch ökonom. Produktionsweise	O-T-Fixierung ist eine reduktionistische Totalität mit zerstörerischer Dynamik	Keine billige Befreiung von der O-T-Fixierung	Päd.-pol. Einsatz für Reich-Gottes-verträgliche Struktur-Habitus-Praxis-Zusammenhänge

Anmerkungen:

[1] *E. Tamez, Gegen die Verurteilung zum Tod. Paulus oder die Rechtfertigung durch den Glauben aus der Perspektive der Unterdrückten und Ausgeschlossenen, Luzern 1998, 10f.*

[2] *Ebd., 13.*

[3] *Das gilt m.E. auch für die »Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre« des Lutherischen Weltbundes und des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen vom 31. Oktober 1999 und die Diskussion darüber. Vgl. B.J. Hilberath und W. Pannenberg (Hrsg.), Zur Zukunft der Ökumene. Die ‚Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre', Regensburg 1999. Auch bei G. Sauter Art. Rechtfertigung VII. Dogmatisch, in: TRE XXVIII, Berlin-New York 1997, 352-364, ist das Anliegen von Elsa Tamez kaum aufgenommen.*

[4] *E. Tamez, Gegen die Verurteilung zum Tod, 183.*

[5] *Ebd., 3.*

[6] *Vgl. ebd., 242.*

[7] *L. Ragaz, Die Botschaft vom Reiche Gottes. Ein Katechismus für Erwachsene, Bern 1942, 40.*

[8] *Vgl. U. Eigenmann, »Das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit für die Erde.« Die andere Vision vom Leben, Luzern 1998, 13-116.*

[9] *J.D. Crossan, Jesus. Ein revolutionäres Leben, München 1996, 98.*

[10] *U. Eigenmann, »Das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit für die Erde«, 93.*

[11] *J. Galtung, Gewalt, Frieden und Friedensforschung, in: D. Senghaas (Hg.), Kritische Friedensforschung, Frankfurt a.M. 1981, 55-104, hier: 57.*

[12] *Ebd., 60.*

[13] *Ebd.*

[14] *Ebd., 62.*

[15] *J. Galtung, Friedensforschung in Deutschland: Stagnation oder Erneuerung?, in: J. Galtung, D. Kinkelbur, M. Nieder (Hg.), Gewalt im Alltag und in der Weltpolitik. Friedenswissenschaftliche Stichwörter zur Zeitdiagnose, Münster 1993, 50-55, hier: 50.*

[16] *Vgl. M. Schwingel, Bourdieu zur Einführung, Hamburg 1995, 56.*

[17] *P. Bourdieu, Entwurf einer Theorie der Praxis, Frankfurt am Main 1979, 165.*

[18] *R.J. Schreiter, Wider die schweigende Anpassung. Versöhnungsarbeit als Auftrag und Dienst der Kirche im gesellschaftlichen Umbruch, Luzern 1993, 54.*

[19] *Vgl. R. Tausch, Vergeben - ein bedeutsamer seelischer Vorgang?, in: K. Finsterbusch/H.A. Müller (Hg.), Das kann ich dir nie verzeihen!? Theologisches und Psychologisches zu Schuld und Vergebung, Göttingen 1999, 39-66, hier: 46-49.*

[20] *B.M. Weingardt, »...wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.« Der Prozess des Vergebens in Theorie und Empirie, Stuttgart (2) 2003, 96.*

[21] *Ebd., 100.*

[22] *Ebd., 79.*

[23] *Ebd. 80; vgl. ebd. 108f.*

[24] *G. Müller-Fahrenholz, Vergebung macht frei. Vorschläge für eine Theologie der Versöhnung, Frankfurt am Main (2) 1996, 35.*

[25] *Vgl. B. M Weingardt, »...wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.«, 28f.*

[26] *S. Biberstein, Wiedergutmachung, nicht Rache, in: L. Frey, H.-J. Venetz, Blick in die Bibel. Ungewohntes über Gott und die Welt, Luzern 2004, 8f, hier 8; vgl. B.M. Weingardt, »...wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.« 23f.*

[27] *Vgl. R. Tausch, Vergeben - ein bedeutsamer seelischer Vorgang, 42.*

[28] *B.M. Weingardt, »..wie auch wir vergeben unseren Schuldigern«, 45.*

[29] *Vgl. ebd. 107.*

[30] *Vgl. ebd. 107f.*

[31] *U. Eigenmann, Versöhnung und Reich Gottes. Theologische und religionspädagogische Impulse für die Erwachsenenbildung, in: F. Senn (Hg.), Widerstehen und Befreien. Versöhnung in friedlosen Verhältnissen, Luzern 1998, 70-87, hier: 81.*

[32] *B.M. Weingardt, »wie auch wir vergeben unseren Schuldigern«, 115-118.*

Halbzeitbilanz

Auswertung der 1. Hälfte der »Dekade zur Überwindung von Gewalt – Kirchen für Frieden und Versöhnung«

Die Konsultativgruppe der ACK, die die Dekade begleitet, hat es übernommen, zur Konsultation in Freising 2005 eine Bestandsaufnahme über die bisherigen Aktivitäten und den Stand der Dekade zu versuchen. Hierzu hat sie einen Fragebogen verfasst, der ca. 230 Einzelpersonen, Kirchen und Institutionen, die Mitglied in der ACK sind und zur Konsultation eingeladen wurden, zugesandt. Der Fragebogen zielte nicht auf eine chronologische Aufstellung über die Aktivitäten, sondern vielmehr auf inhaltlich-qualitative Fragen.

So ging es zum einen um die Themen der Dekade:

- Welche Themen wurden und werden als zentral erachtet?
- Welche haben provoziert?
- Welche Themen wurden gut angenommen?
- Wie verbinden sich in den Themen Spiritualität und Frömmigkeit mit gesellschaftspolitischen Herausforderungen?

Der zweite Teil des Fragebogens zielte auf die Frage nach der Implementierung der Dekade:

- Wie ist die Dekade bisher in die »normale« Arbeit der Kirchen und Gruppen integriert?
- Wer wurde erreicht bzw. nicht erreicht?
- Welche Arbeitsformen haben sich bewährt?
- Welche Arten von Angeboten/Programmen haben sich bewährt?
- Welche Netzwerke, Kooperationen haben sich ergeben?

Abschließend wurde nach Empfehlungen für die Weiterarbeit gefragt.

Von den ca. 230 Angeschriebenen sind ca. 85 Antworten eingegangen. 82 Fragebögen konnten als Grundlage der Auswertung dienen. Bei diesen Zahlen ist zu berücksichtigen, dass einige Stellen gesammelt geantwortet haben, andere Stellen durch unterschiedliche MitarbeiterInnen einzeln geantwortet haben. Insgesamt ist dieser Rücklauf von mehr als einem Drittel der Angeschriebenen zufrieden stellend. Die Auswertung wurde übernommen von Dr. Heide Mertens (kfd), Gudrun Steineck (ACK Bayern), Brigitte Schmeja (Basisgruppen), Pfarrer Dietrich Zeilinger (EKiBa)). Eingeflossen in die Auswertung ist auch der Kurzbericht der mittlerweile ausgeschiedenen Beauftragten der Dekade der EKD Heike Spiegelberg.

Insgesamt ist die Auswertung insofern nicht repräsentativ, da nicht alle Beteiligten erreicht wurden. Darüber hinaus haben diejenigen, die geantwortet haben, jeweils aus ihrem je eigenen Blickwinkel auf die Dekade geantwortet, als Repräsentant einer Kirche oder Mitglied einer Gruppe, die aktiv zur Dekade arbeitet, als Hauptamtlicher oder Nebenamtlicher, aus Sicht der verfassten Kirche oder einer Basisgruppe. In den Antworten werden diese Perspektiven deutlich, nicht zuletzt darin, dass viele jeweils den Themen Priorität beimessen, die sie sowieso auf der Agenda haben: Frauengruppen arbeiten zur Gewalt gegen Frauen, Gruppen mit dem Schwerpunkt Wirtschaftsgerechtigkeit betonen mehr die Themen »Armut, Ressourcen, Schöpfung«. Ähnlich verhält es sich zu den Antworten in Bezug auf die Implementierung der Dekade. Auch hier kommen aus der jeweiligen Sicht recht widersprüchliche Aussagen zu Stande. Vielfach gibt es auf der Ebene der Kirchenleitungen wenig Erkenntnisse über die Aktivitäten zur Dekade an der Basis und umgekehrt.

Dennoch soll im Folgenden versucht werden, die wichtigsten Tendenzen und Informationen zusammenzufassen, um sie für die Weiterarbeit fruchtbar zu machen. Dabei scheint es insbesondere wichtig zu sein, die vorhandenen Übereinstimmungen hervorzuheben und auch Hinweise zu deuten, warum viele - z. T. über die Hälfte der Befragten -, auf einzelne Fragen nicht geantwortet haben. Hierzu finden sich Hinweise in den umfangreichen Anmerkungen.

Auswertung der 1. Hälfte der »Dekade zur Überwindung von Gewalt - Kirchen für Frieden und Versöhnung« – *Kurzfassung*

Die Konsultativgruppe des ACK hat zur Bestandsaufnahme der Ergebnisse der ersten Hälfte der Dekade einen Fragebogen verschickt. Der Fragebogen zielte nicht auf eine chronologische Aufstellung über die Aktivitäten, sondern vielmehr auf inhaltlich-qualitative Fragen. So ging es zum einen um die Themen der Dekade. Der zweite Teil des Fragebogens zielte auf die Frage nach der Implementierung der Dekade. Abschließend wurde nach Empfehlungen für die Weiterarbeit gefragt.

Von den ca. 230 Angeschriebenen sind ca. 85 Antworten eingegangen. 82 Fragebögen konnten als Grundlage der Auswertung dienen.

Zusammenfassung und Schlussfolgerungen

1. Es hat an vielen Orten und auf allen Ebenen der Kirchen Aktivitäten zur Dekade gegeben. Von vielen Gruppen bzw. Gemeinden wurde das Thema Gewalt und die Überwindung von Gewalt thematisiert, weil es ureigenes Anliegen der christlichen Kirchen ist. Dabei wurde jedoch nicht immer der Zusammenhang zur Dekade hergestellt.

2. Gruppen, die auch schon zu den vorherigen Dekaden gearbeitet haben oder das Thema Gewalt sowieso in ihrer Agenda haben (Friedens-, Frauen- und Eine-Welt-Gruppen), haben die Dekade mehr getragen als andere.

3. Es ist jedoch bisher nicht gelungen, eine gemeinsame öffentlichkeitswirksame Kampagne zu veranlassen oder die Dekade im Bewusstsein aller Mitglieder der Kirchen und Gruppen zu verankern.

4. Es gibt viele Dienste und Initiativen auch außerhalb der Kirchen, die sich mit Überwindung von Gewalt befassen (Polizei, Schulen, Friedensgruppen, Kinderschutzbund, Frauenhäuser). Hier hat es viele Kooperationen gegeben.

5. Der ureigene Beitrag der Kirchen zur Überwindung von Gewalt wurde dabei bisher noch zu wenig deutlich, obwohl ein deutlicher Konsens darin besteht, dass Spiritualität und Frömmigkeit sich nicht von der gesellschaftspolitischen Verantwortung, Gewalt entgegenzutreten, trennen lassen.

6. Im Hinblick auf die Themen sollte mehr Augenmerk auf wirtschaftliche Gewalt in Form von ungerechter Verteilung der Ressourcen und Zerstörung der Schöpfung als eine wesentliche Ursache anderer Gewaltformen gelegt werden.

7. Der Bereich der Gewalt im familiären Nahbereich (Gewalt gegen Kinder, gegen Frauen, in der Pflege) wurde zwar häufig genannt, sollte aber gerade wegen des Tabus gegenüber der Privatsphäre größere Beachtung finden.

8. Insgesamt bedarf es bei der Vielfalt der Themen und Arbeitsformen noch eines deutlichen theologisch untermauerten Impulses, um die Dekade noch mehr in der kirchlichen Öffentlichkeit zu verankern.

Dr. Heide Mertens (kfd), Gudrun Steineck (ACK Bayern), Brigitte Schmeja (Basisgruppen), Pfr. Dietrich Zeilinger (EKiBaden)

D

I. Die Themen

Frage 1:
Welche Themen sind bisher in der Dekade als besonders wichtig hervorgetreten?

Fast alle Befragten haben Themen angegeben, die sich in der Dekade als wichtig erwiesen haben. Dabei ist allerdings unklar, ob das bedeutet, dass bereits zu dem Thema gearbeitet wurde. Wie aus der Aufstellung deutlich wird (s. Anhang) hat das

Thema »Gewalt unter Jugendlichen« hier die häufigste Nennung erhalten (41).

Gleich danach rangiert die Bedeutung, die der Verletzung des Völkerrechts durch Kriege beigemessen wird (39). Ethnische Konflikte (26), Gewalt zwischen Religionen (26) und Verletzung der Menschenrechte (23) ergänzen dieses Bild. Die nationalen und internationalen kriegerischen Auseinandersetzungen, die heute ja vielfältige Formen annehmen und ihr Gesicht verändert haben, haben bei der Dekade »Gewalt überwinden - Kirchen für Frieden und Versöhnung« einen zentralen Stellenwert. Offensichtlich hat der Irakkrieg hier den Anlass auch schon für Aktionen und Veranstaltungen gegeben (s. Frage 3).

Ebenso wichtig erscheint vielen Antwortern aber auch die strukturelle Gewalt, die durch die ungerechte Verteilung von Ressourcen und Zerstörung der Schöpfung ausgeübt wird. Als wichtiges Thema nannten die Gewalt gegen Arme (29), Gewalt um Ressourcen (17) und Gewalt gegen die Schöpfung (10). Diese Priorität wird später vor allem an einzelnen Anmerkungen und in den Empfehlungen für die Weiterarbeit noch einmal sehr deutlich.

Das dritte zentrale Thema ist die Gewalt im Nahbereich der Familie (31). Dabei nimmt die Gewalt gegen Frauen (36) einen hohen Stellenwert ein. Hier hat es, wie spätere Antworten zeigen werden, auch bereits Aktionen und Veranstaltungen gegeben, die angekommen sind (s. Frage 3). Vereinzelt, aber deutlich taucht an unterschiedlichen Stellen ergänzend hierzu auch immer wieder das Thema »Gewalt in der Pflege« auf. Wenn wir davon ausgehen, dass »Gewalt unter Jugendlichen« eng mit der Gewalt im (familiären) Nahbereich zusammenhängt, kann gefolgert werden, dass die Überwindung von Gewalt und gewalttätigen Strukturen im Nahbereich unserer Familien, gegen Frauen, in Schulen, in der Pflege, ein zentrales Thema und eine Herausforderung der Dekade sind.

Deutlich seltener wurden die Themen »Gewalt in der Kirche« (9) und in der Bibel (3), sowie Gewalt gegen Fremde (6), Gewalt von Rechts (1), Rassismus (1) usw. genannt.

Frage 2:
Welche Bedeutung bei der Überwindung von Gewalt messen Sie der Aussage zu: Frömmigkeit und Spiritualität einerseits und gesellschaftlich-politische Herausforderungen andererseits müssten bei der Überwindung von Gewalt zusammengehen?

In dieser Frage konnte insgesamt die größte Übereinstimmung aller Antworten festgestellt werden. 69 antworteten hier mit Ja. In der Begründung hieß es, Frömmigkeit und Spiritualität lassen sich nicht von der gesellschaftspolitischen Verantwortung trennen. Der Mensch handelt immer als Ganzes, als Teil der Schöpfung.

Lediglich zwei Antworter wollten Spiritualität und gesellschaftspolitische Herausforderung getrennt sehen. Denn häufig sind es gerade nichtreligiöse Gruppen, die sich mit der Überwindung von Gewalt befassen.

Möglicherweise deutet sich in dieser Antwort bereits eine der Schwierigkeiten der Dekade an. Denn weder wurde aus den weiteren Antworten der zustimmenden Befragten deutlich, welchen besonderen Beitrag Religion durch Spiritualität und Frömmigkeit zur Überwindung der Gewalt leisten kann und wie dies geschehen soll. Noch wird aus dem Hinweis auf die Kooperation gerade mit nichtreligiösen Gruppen klar, warum dies im Widerspruch zur gestellten Behauptung steht, dass Spiritualität und Frömmigkeit bei der Überwindung von Gewalt mit gesellschaftspolitischen Herausforderungen zusammengehen müssen. Viele der anderen Antworten fordern ebenfalls bei den Empfehlungen die Kooperation mit gesellschaftspolitischen Gruppen.

Frage 3:
Wo hat die Dekade »Biss« gezeigt und zur öffentlichen Auseinandersetzung über Themen der Gewalt beigetragen?

Entgegen Frage 1, wo es um die wichtigen Themen ging, zielte diese Frage ja darauf, welches Thema, aber ggf. auch welche Veranstaltungsart bisher bereits »erfolgreich« war oder die Öffentlichkeit erreicht hat und Menschen provoziert hat. Insofern ist es symptomatisch, dass hier immerhin 24 Befragte gar nicht antworten und 16 auf die Frage nach dem »Biss« antworten: »Die Dekade hat bisher zu wenig Biss gezeigt.« Das heißt, die Hälfte der Befragten hat aus ihrer je eigenen Sicht bisher die Dekade nicht als an einer Stelle irgendwo erfolgreich, öffentlichkeitswirksam oder provokant erlebt. Oder sah sich nicht in der Lage, auf diese Frage zu antworten.

Die übrigen Antworten lassen in etwa auf Folgendes schließen: Da wo es Aktivitäten mit »Biss« zur Dekade gegeben hat, war in 14 Fällen der

Irak-Krieg Thema, in 10 Fällen waren es Programme und Aktivitäten rund um Konflikte unter Jugendlichen und in Schulen. Ebenfalls zehnmal genannt wurde das Thema »Gewalt gegen Frauen« als eines, was »Biss« gezeigt hat.

Insofern ergibt sich eine gewisse Übereinstimmung mit den Antworten zu Frage 1. Die dort am häufigsten genannten Themen wurden auch zu erfolgreichen Veranstaltungen umgesetzt, wenn auch nicht von allen Gruppierungen.

Neben den drei genannten gab es natürlich auch eine Vielzahl anderer Themen, die aus Sicht einzelner »Biss« gezeigt haben (s. u).

II. Die Implementierung

Die Fragen 4 - 7 zielen insgesamt auf die Implementierung der Dekade. Das heißt, es geht hier um die Frage, inwieweit wurden die Zielgruppen erreicht und welche Methoden haben sich dabei als erfolgreich erwiesen. Ehrlicherweise muss hier zugegeben werden, dass einige diese Fragen überhaupt nicht beantwortet haben. Sie begründen dies mit dem Hinweis, dass sie aus ihrer Position heraus zu den Fragen keine gesicherten Erkenntnisse haben, und deshalb kein Urteil abgeben können. Insgesamt bleiben alle Fragen von jeweils einem Drittel unbeantwortet. Zum Teil doppeln sich die Fragen, zum Teil ist es natürlich wirklich nicht leicht, die Frage zu beantworten, welche Zielgruppen erreicht wurden, ohne eigene Erhebungen anzustellen. Von daher kann auch dies nur die Zusammenfassung sehr subjektiver, von unterschiedlichen Standpunkten aus gemachter Eindrücke sein.

Frage 4a:
Auf welchen Ebenen ist die Dekadearbeit in die »normale« Arbeit ihrer Kirche oder Gruppe integriert?

Die offenen Antworten hierzu lassen etwa folgendes Bild zu: Am ehesten systematisch behandelt wird die Dekade in Ausschüssen oder speziellen Arbeitsgruppen (15). Ebenfalls 15 antworten, die Dekade sei auf Gemeindeebene integriert, demgegenüber nennen nur vier die Leitungsebene. Mehrere haben den Eindruck, am besten integriert ist die Dekade bei Hauptamtlichen in der Bildungs- und Jugendarbeit. Neun verweisen auf Basisgruppen und Verbände, die zur Dekade arbeiten. Ebenfalls fünf meinen, die Dekade sei in der mittleren Ebene integriert. Immerhin vier Gruppen meinen, die Dekade ist überall integriert, während etwas skeptischer sieben antworten, die Dekade kommt zwar auf allen Ebenen vor, aber eher zufällig und nicht flächendeckend. Drei Antworten gehen davon aus, dass die Dekade nirgends integriert ist.

Frage 4b:
Ist die Dekade in den Leitungsgremien integriert?

Entgegen der Antwort zur offenen Frage 4a antworten hier immerhin 28 mit Ja, die Dekade ist in den Leitungsgremien integriert. Das ist immerhin mehr als diejenigen (18), die meinen die Dekade ist dort nicht integriert. Weitere acht Antworter können sich nicht entscheiden und meinen »teils, teils«. Auch hier ist der Maßstab der Bewertung natürlich offen. Ist die Dekade integriert, wenn die Synode oder vergleichbare Gremien damit in einem Tagesordnungspunkt befasst ist, bzw. einen Ausschuss eingerichtet hat? So haben einige ihre Antwort jedenfalls erläutert.

Frage 4c:
In welchen Arbeitsbereichen und Einrichtungen ist die Dekade weniger integriert?

Hier fiel den meisten die Antwort schwer. 54 von 82 Fragebögen lassen diese Frage offen und machen keine Angaben. Von den übrigen ist die häufigste Antwort: Sie hat die Gemeindeebene nicht erreicht (12). Das steht im Widerspruch zu den 15 Antworten oben, die gerade auf der Gemeindeebene meinen, sei die Dekade integriert. Andere (6) verweisen darauf, dass gerade in Mission und Diakonie Defizite bestehen.

Frage 4d:
Welche Zielgruppen sind erreicht worden?

Hier decken sich die Angaben wieder mit den inhaltlichen Schwerpunkten. Die häufigste Antwort lautet: Schüler, Lehrer und Jugendliche seien erreicht worden. Darüber hinaus sind vor allem einzelne Personen oder Gruppen (13) erreicht worden. Andere drücken das anders aus und benennen Gruppen, die schon vorher zum konziliaren Prozess gearbeitet haben (3). Das sind nach weiteren Angaben vor allem Frauen (5), Friedens- und Dritte-Welt-Gruppen (5). Immerhin fünf glauben auch, ihre eigenen Mitglieder erreicht zu haben. Die zweithäufigste Antwort

macht ein methodisches Problem deutlich. Bisher wurden vor allem MultiplikatorInnen erreicht (11). Also solche Zielgruppen, die den Prozess nun weiter gestalten müssen.

Frage 4e:
Welche Zielgruppen wurden nicht erreicht?

Auch bei dieser Frage hat die Mehrheit keine Antwort gegeben (48).

An nächster Stelle steht die Meinung, die Dekade habe die Gemeindeebene (13), speziell Landgemeinden (2) nicht erreicht. Auch hier der Widerspruch zu immerhin 15 Antworten oben, die gerade meinen, auf Gemeindeebene sei die Dekade integriert.

Interessant ist noch die Feststellung, dass Opfer, Benachteiligte und Täter (4) durch die Dekade nicht erreicht würden.

Frage 4f:
Welche Personal- und Sachmittel wurden zusätzlich bereitgestellt?

Bei dieser Antwort wird teilweise auf dieselben Sach- und Personalmitteln von verschiedenen Befragten hingewiesen, deshalb mögen die ohnehin bescheidenen Angaben noch zu hoch gegriffen sein. Es wird von acht auf zusätzlich bereitgestellten Personalstellen (meist Teilzeit) hingewiesen sowie achtmal auf einmalig bereitgestellte Summen an zusätzlichen Sachkosten und fünfmal auf fest in den Haushalt eingeplante jährliche Mittel für die Dekade. Dazu kommen drei Stellen, die sowohl Sach- als auch Personalmittel zusätzlich bekommen haben.

Wenn die Antworten zu 4 insgesamt zusammengefasst werden sollen, muss auf eine wiederholte Anmerkung am Rande verwiesen werden: Aus 12 Kommentaren insgesamt geht hervor, dass die Themen der Dekade sehr wohl behandelt werden. Und zwar von den Gruppen und Ebenen, wo sie immer schon Thema waren. Der Zusammenhang zur Ökumenischen Dekade wird jedoch nicht unbedingt hergestellt. Insofern muss kritisch hinterfragt werden, inwieweit durch die Dekade bisher überhaupt neue Menschen und Gruppen für die Arbeit an der Überwindung von Gewalt gewonnen werden konnten. Die widersprüchlichen Antworten zeigen ein heterogenes Bild darüber, wo über die Gruppen hinaus, die sowieso zu den Themen arbeiten, Interesse geweckt wurde.

Vielleicht trifft die ja immerhin auch von einigen so formulierte Antwort zu: Die Dekade ist auf allen Ebenen integriert, sowohl bei Kirchenleitungen und Spitzen der Gruppen und Verbände als auch an der Basis, aber nicht überall, sondern jeweils nur an einzelnen Orten, eher zufällig und nicht flächendeckend. In manchen Gruppen bzw. Kirchen ist die Dekade eher auf der Leitungsebene angekommen, bei anderen gerade da nicht, aber an der Basis und in einzelnen Gemeinden.

Ein zentraler Ansatzpunkt der Arbeit an der Basis waren Schulprojekte, die Arbeit von Friedens- und Eine-Welt-Gruppen und die Frauenarbeit.

Frage 5:
Welche Arbeitsformen haben sich bewährt?

Hier stehen an erster Stelle die Angebote zur Qualifizierung von MitarbeiterInnen (45). Danach kommen direkt (37) gottesdienstliche und geistliche Angebote. Hier wird darauf verwiesen, dass diese Angebote natürlich die meiste Tradition haben. Überraschend ist, dass immerhin 34 antworten, Aktionen und Kampagnen haben sich bewährt. Dahinter verbergen sich sehr unterschiedliche Aktivitäten: Publikationen mit Information für bestimmte Zielgruppen, Arbeitshilfen, Dekadeprojekte, Wettbewerbe uvm. Einzelne nennen überregionale Kampagnen wie »Friedensdekade«, »Schritte gegen Tritte«, »Fair spielt« »Fahnenaktion von terre des femmes« etc. Einen besonderen Akzent setzte an zwei Stellen Stadtteilarbeit. Die Teilnahme an runden Tischen zum Thema Gewalt stellen eine eigene, immerhin elfmal genannte Arbeitsform dar.

Kampagnen und Aktionen stehen aber auch neben zahlreichen inhaltlich gestalteten Freizeiten, Vorträgen und Diskussionsveranstaltungen (32).

Frage 6:
Welche Arten von Programmen haben sich bewährt?

Hier wurde vor allem danach gefragt, ob Schwerpunktthemen oder Jahresthemen besser geeignet sind als Programmgestaltung nach Bedarf zur Dekade. Die Antworten waren absolut unentschieden. Manche kreuzten gar beides an. 29 bevorzugen die Festlegung auf ein Thema für einen längeren Zeitraum, 31 meinen, die Programmgestaltung nach Bedarf habe sich bewährt. Vermutlich ist das sehr von den Gegebenheiten und Bedingungen, bzw. der Zielgruppe abhängig.

Frage 7:
Hat die bisherige Dekadearbeit Kooperationen mit nichtstaatlichen und/oder außerkirchlichen Institutionen, Initiativen und Gruppen gefördert?

An erster Stelle steht hier die Kooperation mit Schulen und anderen Bildungsträgern (27). Danach folgt die Kooperation mit sehr unterschiedlichen Formen von Verbänden (26). Hierzu zählen frauenspezifische Projekte, Sportvereine, aber auch Organisationen wie terre des hommes und ai. Fünfzehnmal wird eine Kooperation mit der Polizei genannt. An vier Stellen hat es eine darüber hinausgehende enge Zusammenarbeit mit Polizei und den lokalen Runden Tischen bzw. kommunalen Stellen und der Politik gegeben.

III. Empfehlungen

Frage 8:
Welche Themen und welche Kooperationen und Formen werden für die Weiterarbeit empfohlen?

Folgendes fällt auf: Nur etwa die Hälfte bzw. knapp die Hälfte der ausgefüllten Bögen (82) hat diese Frage 8 beantwortet (rund 40 bei »Themen«, rund 30 bei »Formen und Kooperationen«).

Thematisch wurden vor allen Dingen zur Weiterarbeit Themen rund um »Wirtschaftliche Gewalt« empfohlen. Insgesamt dreizehnmal wurde genannt: Globalisierung, Gerechtigkeit, Nord-Süd-Gefälle, Armut, Naturzerstörung. An zweiter Stelle standen Themen zu Religion bzw.Kirche und Gewalt (11). Dazu zählen kirchen-eigene Gewalt, bibl.-theol. Themen und Gewalt zwischen den Religionen. Die weitere Auseinandersetzung mit militärischer Gewalt wurde 8x empfohlen. Daneben wurde natürlich eine Vielzahl weiterer Einzelthemen genannt.

Zur Frage nach Kooperationsformen wurde vor allem die Kooperation mit gesellschaftspolitischen Gruppierungen (14) empfohlen. Erst an zweiter Stelle stand die mehr ökumenische Zusammenarbeit (8). Weiterhin gab es Hinweise auf Formen der Weiterarbeit, die vor allem die Qualifizierung Ehrenamtlicher, eine intensivere Öffentlichkeitsarbeit und Verstärkung der Basisarbeit beinhalteten.

Außer der deutlichen Hervorhebung des Themas »Wirtschaft« scheint mir die Umfrage zu Punkt 8 noch nicht sehr aussagekräftig zu sein. Es wird gerade hier darauf ankommen, in Freising eine gemeinsame Fokussierung zu erreichen, die dann eine stärkere Meinungsbasis hat.

IV. Zusammenfassung und Schlussfolgerungen

1. Es hat an vielen Orten und auf allen Ebenen der Kirchen Aktivitäten zur Dekade gegeben. Von vielen Gruppen bzw. Gemeinden wurde das Thema Gewalt und die Überwindung von Gewalt thematisiert, weil es das ureigene Anliegen der christlichen Kirchen ist. Dabei wurde jedoch nicht immer der Zusammenhang zur Dekade hergestellt.

2. Gruppen, die auch schon zu den vorherigen Dekaden gearbeitet haben oder das Thema Gewalt sowieso in ihrer Agenda haben (Frieden-, Frauen- und Eine-Welt-Gruppen) haben die Dekade mehr getragen als andere.

3. Es ist jedoch bisher nicht gelungen, eine gemeinsame öffentlichkeitswirksame Kampagne zu veranlassen oder die Dekade im Bewusstsein aller Mitglieder der Kirchen und Gruppen zu verankern.

4. Es gibt viele Dienste und Initiativen auch außerhalb der Kirchen, die sich mit Überwindung von Gewalt befassen (Polizei, Schulen, Friedensgruppen, Kinderschutzbund, Frauenhäuser). Hier hat es viele Kooperationen gegeben.

5. Der ureigene Beitrag der Kirchen zur Überwindung von Gewalt wurde dabei bisher noch zu wenig deutlich, obwohl ein deutlicher Konsens darin besteht, dass Spiritualität und Frömmigkeit sich nicht von der gesellschaftspolitischen Verantwortung, Gewalt entgegenzutreten, trennen lassen.

6. In Hinblick auf die Themen sollte mehr Augenmerk auf wirtschaftliche Gewalt in Form von ungerechter Verteilung der Ressourcen und Zerstörung der Schöpfung als eine wesentliche Ursache anderer Gewaltformen gelegt werden.

7. Der Bereich der Gewalt im familiären Nahbereich (Gewalt gegen Kinder, gegen Frauen, in der Pflege) wurde zwar häufig genannt, sollte aber gerade wegen des Tabus gegenüber der Privatsphäre größere Beachtung finden.

8. Insgesamt bedarf es bei der Vielfalt der Themen und Arbeitsformen noch eines deutlichen theologisch untermauerten Impulses, um die Dekade noch mehr in der kirchlichen Öffentlichkeit zu verankern.

V. Anhang: Die Antworten im Einzelnen

Zu Frage 1:
Welche Themen sind in der Dekade als besonders wichtig hervorgetreten?

Gewalt unter Jugendlichen	41
Verletzung des Völkerrechts	39
Gewalt gegen Frauen	36
Gewalt gegen Arme	34
Gewalt im Nahbereich	31
Ethnische Konflikte	26
Gewalt zwischen Religionen	26
Verletzung der Menschenrechte	23
Gewalt um Ressourcen	20
Gewalt gegen die Schöpfung	12
Gewalt in Kirchen	9

Zusätzlich genannt:

Gewalt gegen Fremde	6
Strukturelle Gewalt/ Gewalt in der Pflege	3
Gewalt in der Bibel	3
Militarismuskritik von Kirche	2
Militarismus in der EU-Verfassung	2
Gewalt von rechts	1
Vandalismus	1
Rassismus	1
Training zu gewaltfreiem Handeln	1
Keine Antwort	8

Zu Frage 2:
Welche Bedeutung bei der Überwindung von Gewalt messen Sie der Aussage zu: Frömmigkeit und Spiritualität einerseits und gesellschaftlich-politische Herausforderungen andererseits müssten bei der Überwindung von Gewalt zusammengehen?

JA	69
NEIN	2
UNENTSCHIEDEN	5
Ohne Antwort	3

Frage 3:
Wo hat die Dekade Biss gezeigt und zur öffentlichen Auseinandersetzung über Themen der Gewalt beigetragen?

Keine Antwort	24
Irak Krieg	14
Konflikte in Schulen/bei Jugendlichen	10
Frauenthemen	10
Integration	3
Schöpfung	2
Andere Themen	10
Dekade hat zu wenig Biss gezeigt	17

Frage 4:
Inwieweit ist die Dekade in die normale Arbeit Ihrer Kirche oder Gruppe integriert?

A: Auf welcher Ebene:

Keine Antwort	17
In Ausschüssen/AGs	15
Gemeindeebene	15
Hauptamtliche Bildungs- und Jugendarbeit	9
Basisgruppen und Verbände	9
Alle Ebenen, aber nicht überall	8
Alle Ebenen	4
Bundesebene	3
Nirgends	3

B: Ist die Dekade in Leitungsgremien integriert?

Ja	28
Nein	18
teils/teils	8
Keine Antwort	22

C: Wo ist die Dekade gar nicht integriert?

Gemeindeebene	12
Mission/Diakonie	6
Bei vielen	2
Kirchenleitungen	2
In der Ausbildung	1
Nirgendwo	1
Sehr unterschiedlich	1
Keine Antwort	54

D. Welche Zielgruppen wurden erreicht?

Schüler /Jugendliche	16
Einzelne	12

Multiplikatorinnen	11
Frauen	5
Friedens-/Eine Weltgruppen	5
Eigene Mitglieder	5
Die, Gruppen, die schon am konziliaren Prozess beteiligt waren	3
Pflegende	3
Keine Antwort	28

E. Welche Zielgruppen sind nicht erreicht worden?

Keine Antwort	48
Gemeindeebene	14
Opfer/Benachteiligte/Täter	4
Senioren	4
Landgemeinden	2
Öffentlichkeit	2
Jugendliche	3
Leitungsebene	2
Erwachsene	1
Männer	1
Hochschullehrer	1
Diakonie	1
Wirtschaft	1
Einzelne Gemeinden	1

F: Personal- und Sachmittel?

Personalstellen	8
Einmalige Sachmittel	8
Jährliche Sachmittel	5
Personal und Sachmittel	3
Keine Mittel	20
Keine Antwort	31

Frage 5:
Welche Arbeitsformen haben sich bewährt?

Qualifizierung von MitarbeiterInnen	45
Gottesdienstliche und geistliche Angebote	37
Aktionen/Kampagnen	34
Freizeiten, Tagungen, Vorträge, Diskussion	32
Runde Tische	13
Einzelgespräche, Beratung	10
Stadtteilarbeit	2
Projektgruppen	1
Infomaterial	1
Eigener Konsultationsprozess	1
Keine Antwort	11

Frage 6: Welche Arbeitsformen haben sich bewährt?

Festlegung von Schwerpunktthemen für längeren Zeitraum	29
Programmgestaltung nach Bedarf	31
Unentschieden	3
Arbeitshilfen/Materialien	2
Projektarbeit	1
Keine Antwort	16

Frage 7:
Hat die bisherige Dekadearbeit Kooperationen mit nichtstaatlichen und/oder außerkirchlichen Institutionen, Initiativen und Gruppen gefördert?

Schulen	27
Verbände	26
Polizei	16
Kommunale Runde Tische	4
Keine Antwort	27

8. Empfehlungen zur Weiterarbeit

a) Themen

13 x Wirtschaftliche Gewalt
– Globalisierung
– Gerechtigkeit
– Nord-Süd
– Armut
– Naturzerstörung

11 x Religion/Kirche und Gewalt
– kirchen-eigene Gewalt
– bibl.-theol. Themen: Erlösung, Opfer, Gewaltüberwindung in Christus
– Gewalt zwischen Religionen, Interrelig. Dialog

8 x Militärische Gewalt
– Militarisierung
– Waffenexporte
– Neue Kriege

X x Verstreutes

b) Kooperationen und Formen

14 x gesellschaftspolitische Gruppierungen
– Basisgruppen
– Gewerkschaften
– Bildungseinrichtungen
– NGOs
– Kommunen
– Sozialforen

8 x mehr ökumenische Zusammenarbeit
– ACK-Trägerschaft
– mit katholischen Kirchenleitungen
– Ortsökumene

– ÖRK-Prozess

zu Formen nur vereinzelt:
– Qualifizierung Ehrenamtlicher
– Intensivere Öffentlichkeitsarbeit
– Verstärkung Basisarbeit

(Dr. Heide Mertens [kfd], Gudrun Steineck [ACK Bayern], Brigitte Schmeja [Basisgruppen], Pfr. Dietrich Zeilinger [EKiBaden]) D

Bericht des Beobachters

Von Pfarrer Dr. Fernando Enns (Arbeitsgemeinschaft Mennonitischer Gemeinden)

Gerechter Friede – Leben in einer gefährdeten Zukunft, Ökumenische Konsultation zur Halbzeit der Dekade zur Überwindung von Gewalt, Freising, 7.- 9. 4. 2005

Zunächst möchte ich Sie alle ganz herzlich grüßen von der »Decade to Overcome Violence (DOV) - Reference Group«, die sich vor einigen Tagen in Chiang Mai, Thailand, traf, um mit Vertreterinnen und Vertretern der Kirchen in Asien den diesjährigen DOV-Fokus zu diskutieren. Diese zehn Mitglieder (aus Brasilien, Deutschland, Indonesien, Madagaskar, Norwegen, Palästina, Philippinen, Südafrika und USA) dieser vom ÖRK einberufenen Konsultationsgruppe fungierten hier auch als sog. »living letters« aus der ganzen Welt an die Vollversammlung der Christian Conference of Asia (CCA), die aus Anlass der Dekade zum Thema »Building Communities of Peace for all« einberufen wurde. - Außerdem bringe ich Grüße vom Generalsekretär des ÖRK, Sam Kobia, der ebenfalls dort zugegen war.

Die folgenden Beobachtungen, die aus den vergangenen zwei Tagen stammen, greifen zum einen Themen auf, die hier und da in Diskussionen oder Vorträgen auftauchten, zum anderen sind es Ergänzungen, die m. E. weiterer Beachtung in der zweiten Hälfte der Dekade bedürfen. Ich bin Konrad Raiser außerordentlich dankbar, dass er mit mir zusammen die Veranstaltung reflektiert hat und diese Ausführungen also auch auf seine Beobachtungen zurückgehen.[1]

1. Der Sinn dieser Konsultation

Diese ACK-Veranstaltung ist nicht nur eine Gelegenheit, Ergebnisse und Erfahrungen aus der ersten Hälfte der Dekade zusammenzutragen und vorausschauend gemeinsam zu eruieren, welche Schwerpunkte in Deutschland während der zweiten Hälfte sinnvoll und notwendig erscheinen. Die Konsultation ist in sich selbst ein wichtiger Beitrag zur Dekade, ein Meilenstein in unserem gemeinsamen Unterwegssein, denn nirgends sonst gab es bisher ein solch umfassendes und repräsentatives Forum aus Kirchen und kirchlichen Gruppen, Basisgruppen und Initiativen. Lauscht man den vielfältigen Berichten, dann ist ein ungeheurer Reichtum an Aktivitäten, Publikationen, Veranstaltungen und Kampagnen zu entdecken, die sich als Beitrag zur ökumenischen DOV verstehen, die meisten auch als Ausdruck der Fortsetzung des Konziliaren Prozesses für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung. Dabei ist klar, dass wir mit den hier Anwesenden noch nicht einmal alles erfassen können, was zur Dekade beigetragen wird. Und natürlich ergibt sich in dieser Begegnung auch der ökumenische Raum für notwendige, konstruktive Kritik sowie eine Intensivierung der Vernetzungsbemühungen, die letztlich zur gegenseitigen Stärkung in der Überwindung von personeller, struktureller und kultureller Gewalt beiträgt. Insofern ist diese Veranstaltung ein wichtiger Beitrag zum erklärten Ziel der Dekade, das Friedenstiften vom Rand ins Zentrum des Lebens und Bekennens der Kirchen zu bringen.

2. Gewaltfreiheit als Wert christlicher Existenz

In der pluralen Gesellschaft spüren wir seit vielen Jahren, wie stark die Suche nach Orientierung wird. In dieser Suche ist und bleibt Religion eine starke, orientierende Kraft, da sie alle Bereiche unseres individuellen und gemeinschaftlichen Lebens berührt. Seit den Anschlägen am 11. Sep-

tember 2001 in den USA und den darauf folgenden Reaktionen ist dies in dramatischer Weise zurück ins Bewusstsein auch jener gerückt, die ein allmähliches Ausklingen der Religion in postmodernen Gesellschaften vorauszusehen glaubten. Die letzten Präsidentschaftswahlen in den USA haben dies noch einmal unterstrichen, indem deutlich wurde, wie stark gerade auch Christinnen und Christen sich nach klaren, eindeutigen Werten sehnen und diese von der Politik verwirklicht sehen wollen.

Es müsste m. E. in der Dekade noch sehr viel deutlicher werden, dass die Bemühungen um Gewaltüberwindung und für Gewaltfreiheit elementare christliche Werte darstellen, weil sie im Evangelium selbst begründet liegen. Sie sind Werte einer christlichen Existenz, die sich in der Nachfolge Jesu versteht. Gewaltfrei für Frieden und Versöhnung einzutreten, nach gewaltfreien Konfliktlösungsmöglichkeiten zu streben, ja eine Spiritualität der Gewaltfreiheit zu entfalten steht im Zentrum der Botschaft und der Mission der Kirche. Hierzu gehört auch das entschiedene Eintreten und Verteidigen der Menschenrechte, deren Begründung für Christen nicht in einer humanistischen Idee zu suchen ist, sondern in der Gott-Ebenbildlichkeit eines jeden Menschen.

So ist die Dekade nicht zuerst eine Anti-Bewegung gegen Krieg, Gewalt und Terror, sondern eine Pro-Bewegung für die Werte eines Lebens, das aus dem Bekenntnis zu Jesus Christus die Orientierung zur Gewaltfreiheit gewinnt. Dieser Ansatz wird es uns ermöglichen, Auseinandersetzungen auf ganz unterschiedlichen Ebenen neu und anders zu führen:

- mit Christinnen und Christen aus dem evangelikalen und charismatischen Flügel: An ihnen wird sich in Zukunft viel eher unsere Ökumenefähigkeit messen als unter uns »historischen Kirchen«.

- als Teil der Zivilgesellschaft, in politischen Prozessen, gerade auch in der Gestaltung der Globalisierung. Konrad Raiser hat zu Recht darauf hingewiesen, dass in den Gesprächsprozessen, die der ÖRK in den vergangenen Jahren mit führenden Kräften aus der Wirtschaft führte, eines ganz deutlich wurde: auch sie sehen in der Erosion der Werte eine große Gefahr für das friedliche Zusammenleben der Menschen und Völker. Daher erwarten sie, im Bewusstsein, dass sie selbst die Grundlagen für eine freie, demokratische Grundordnung nicht selbst schaffen können, von den Kirchen eine viel eindeutigere Werte-Orientierung.

- Und schließlich ist auch im immer wichtiger werdenden interreligiösen Dialog das Einbringen klarer Werte entscheidend, um verstanden zu werden.

Gewaltfreiheit darf dabei gerade nicht zu einer Ideologie verkommen, die fundamentalistisch verteidigt wird, sondern das Umgekehrte gilt: Gewaltfreiheit ist eine christliche Werteorientierung, die einen ideologiekritischen Einspruch enthält gegen jede Form von Fundamentalismus, weil sie für den Schutz der Personenwürde und gerechte Beziehungen zwischen allen eintritt.

3. Kohärente theologische Entwürfe

Voraussetzung für die Überzeugungskraft dieser christlichen Grundorientierung sind zum Einen kohärente theologische Entwürfe, die die integrative Kraft haben, Gewaltfreiheit und die Überwindung von Gewalt als »regulative Prinzipien« aufzunehmen. Eine christliche Anthropologie muss Person und Relation gleichermaßen im Blick behalten und ihr dialektisches Verhältnis zueinander sichtbar machen. Denn Gewalt ist immer ein physischer oder psychischer Akt der Verleugnung, Verletzung oder Zerstörung (a.) der Personhaftigkeit eines Menschen und (b.) von gerechten Beziehungen zwischen Menschen.

Der unbedingte Schutz für die Menschenwürde beruht nicht allein auf der Gottes-Ebenbildlichkeit des Menschen, sondern ist ebenso stark von der neutestamentllichen Einsicht der Rechtfertigung des Menschen im Glauben aus Gnade begründet. Kein Mensch kann und darf auf seine Taten allein reduziert werden (dies ist der stärkste Einspruch gegen die Todesstrafe - auch gegen das Inkaufnehmen von Todesopfern für »größere Ziele«).

Das Eintreten für gerechte Beziehungen beruht letztlich auf der Einsicht, das Gott sich selbst durch Jesus Christus neu in Beziehung setzt zu seiner Schöpfung: eine Recht-schaffende, gerechtmachende Beziehung. Dies ist die Bedingung der Möglichkeit für ein gerechtes Zusammenleben zwischen Menschen, auch zwischen Menschen und Natur.

a. Während dieser Tagung haben wir (wieder) entdeckt, dass eine »Reich-Gottes-Theologie« solche Gedanken kohärent zusammenhalten kann, weil sie von dem »Gegenentwurf Gottes« zu einer herrschenden Kultur der Gewalt ausgeht. Diese Theologie hat eine reiche Tradition in der Geschichte der neuzeitlichen ökumenischen Bewegung und wurde in den Anfängen stark von den Kirchen aus dem angelsächsischen Bereich vertreten. Die Verheißung des Reiches Gottes wird zur identitätsstiftenden und somit orientierenden Kraft. Christen leben jetzt schon, »als ob« das Reich Gottes präsent ist. Eine messianische Ethik ist dann also immer bereits impliziert, ein Leben nach den »Regeln« (besser: Freiheiten, auch Gewaltfreiheiten) des Reiches Gottes. Dies lässt die Welt als den »einen Haushalt Gottes« erkennen, und befreit zu einem Leben in *compassion* (Fähigkeit zum Mitleiden), Empathie und Anwaltschaft. Gnade ist hier immer verstanden als teure Gnade.

b. Zum anderen gilt es, auch die alttestamentlichen Vorstellungen von Recht und Gerechtigkeit ernster in die Bemühungen zur Gewaltüberwindung einzubeziehen und fruchtbar zu machen. Die gesamte Tora lässt sich als Gottes Einspruch, Prävention und letztlich Überwindung von Gewalt verstehen. Gegen die Verwundbarkeit des Lebens wird die Schutzfunktion des Rechtes gegenüber Witwen, Waisen, Fremden und allen gesetzt, die sonst schutzlos wären, weil sie ohne Rechte sind. Das Bekenntnis zu dem Gott Abrahams und Sarahs, die Erfahrung dieses Gottes, der sein Volk aus der Knechtschaft herausführt, initiiert eine neue Beziehung, die Recht schafft. - Solche Einsichten können hilfreich werden, nicht nur wenn es um den Schutz der Menschenrechte geht. Sie lassen auch erkennen, wie dringend geboten eine Weiterentwicklung des Völkerrechts - zur Überwindung von Gewalt - ist. Dass Recht dann nicht nur beschränkt bleibt auf seine schützende und präventive Funktion, sondern immer auch auf die Heilung von Beziehungen zielt, ist an den alttestamtlichen Zeugnissen zu lernen. Im ÖRK haben wir daher seit einiger Zeit im Rahmen der Dekade die »restaurative« oder gar »transformative« Funktion von Gerechtigkeit erörtert. Dies ist zwingend notwendig, wenn wir den Untertitel der Dekade »für Versöhnung« nicht aus dem Blick verlieren wollen. (Täter - Opfer - Verhältnisse)

4. Gewaltfreie Alternativen und ein anderer Sicherheitsbegriff

Jedes theologische Reflektieren in der ökumenischen Gemeinschaft verdient seine Glaubwürdigkeit und Überzeugungskraft im gelebten Zeugnis der Glaubenden. Während dieser Konsultation haben wir uns immer wieder auf den befreiungstheologischen Dreischritt besonnen: Sehen - Urteilen - Handeln. Ich meine, dass wir in vielen Bereichen der Gewaltanwendung kein tatsächliches Analyse-Defizit mehr haben. Das Gleiche gilt in weiten Teilen für das Urteilen: Wir wissen, dass Gewalt nicht mit Gewalt überwunden werden kann. Wir wissen, dass Gewalt kein Christusgemäßes Zeugnis ist. Wir wissen, dass die Kirche ihre Glaubwürdigkeit in dem Moment verspielt, in dem sie selbst meint, Gewalt legitimieren zu dürfen, meist eher aus politischem Kalkül als aus theologisch begründeter Ethik.

Was fehlt ist das gemeinsame Handeln, nicht aus mangelndem Willen, sondern vielmehr, weil wir selbst noch zu wenig gewaltfreie Alternativen entdeckt und geübt haben. Daher trauen wir der Kraft der Gewaltfreiheit selbst manchmal zu wenig zu, sind zögerlich. Wenn diese Beobachtung stimmt, dann genügen nun nicht mehr moralische Appelle, taugen keine vereinfachenden Pauschal-Urteile, sondern dann ist alle Kraft und Energie auf die Entwicklung und Sichtbarmachung von gewaltfreien, Gewaltüberwindenden Alternativen zu richten: von Täter-Opfer-Ausgleichen, über die Bildung von Kleinkindern (»Faustlos«) und Schülern (»Schritte gegen Tritte«), bis hin zu den zivilen Friedensdiensten und Trauma-Heilungs-Zentren und vieles andere mehr.

Hierzu gehört auch, einen alternativen Begriff von Sicherheit zu entwickeln, wenn Dietrich Bonhoeffer Recht hat, dass es auf dem Weg der Sicherheit keinen Frieden geben wird. Prävention, Konflikttransformation und Versöhnungsprozesse müssen an das Ethos, den zentralen Wert der Gewaltfreiheit gebunden bleiben, wenn wir ganz umfassend auf eine Kultur des Friedens zielen. Auf einer Tagung der Historischen Friedenskirchen in Afrika haben wir im letzten Jahr in Nairobi erfahren können, wie gefährlich das Leben als Friedenskirche gerade auf diesem Kontinent sein kann und in vielen Fällen tatsächlich auch zu Todesopfern führt. Zugleich wurde aber auch deutlich, wie kreativ und unwahrscheinlich mutig

Christinnen und Angehörige anderer Religionen zu Zeugnissen der Versöhnung werden: das reicht von ganz kleinen, lokalen Streitschlichtungen bis hin zur Einrichtung und Mitwirkung von nationalen Versöhnungskommissionen.

5. Die Dekade als ökumenischer Raum

In der zweiten Hälfte der Dekade ist eine viel stärkere Wahrnehmung der DOV als »ökumenischer Raum« nötig. Das ist auch während dieser Konsultation deutlich geworden. Das Mitteilen und Teilen des Reichtums an Weisheit und Erfahrung der weltweiten ökumenischen Familie im Blick auf die Überwindung von Gewalt ist ein unschätzbares Gut, das wir bisher nur in Ansätzen entdecken und zum Wohle aller erschließen. Meist sind die konkreten und lokalen Bemühungen so zeit- und energieraubend, dass der Blick sich nicht weiten kann für den ökumenischen Horizont. Aber Ökumene ist nicht in erster Linie eine Zusatzaufgabe, eine Zusatzfunktion der Kirche, sondern sie ist zuerst ein Reichtum, aus dem wir Kraft und Mut schöpfen. Die Vernetzung, Verknüpfung von Gemeinschaften, die sich aktiv und gewaltfrei engagieren, das Sichtbarmachen von Konkretionen wirkt ansteckend, tröstend und stärkend.

Solche Vernetzung kann uns auch davor bewahren, die gesamte Dekade für ein bestimmtes, »mein« Thema allein in Anspruch nehmen zu wollen - gegen andere Schwerpunktsetzungen. Solche Hegemonialansprüche hat es auch in vergangenen Programmen des ÖRK immer wieder gegeben. Weder darf alles unter einem Begriff verstanden werden (»Gewalt«), noch empfiehlt es sich, nur einen einzigen Aspekt zuzulassen. Dass dieser Gebrauch kontraproduktiv werden kann, zeigte sich u. a. im Programm zur Bekämpfung des Rassismus. Leicht führt dies zur Inflation von Aussagen, anstatt gemeinsam ein klares Bekenntnis zum Ausdruck zu bringen, das »die Welt nicht überhören kann«.

Wie können solche Begegnungen organisiert werden, wie kann dieser Reichtum kommuniziert werden? Im ÖRK haben wir zu diesem Zweck einen jährlichen geographischen und thematischen Fokus ausgewählt: 2002 war es Israel und Palästina: Zur Beendigung der illegalen Besetzung. Das damals begonnene ökumenische Begleitprogramm, das Menschen aus allen Teilen der Ökumene einlädt, in Teams zu einer gewaltfreien Konfliktlösung beizutragen, indem sie vor Ort präsent sind und mit palästinensischen und israelischen Friedensgemeinschaften zusammenarbeiten, geht weiter. Jedes Jahr schenken Menschen ihre Zeit dieser Aktion. 2003 war es Sudan: Heilung und Versöhnung. Das ausgehandelte Friedensabkommen zwischen Nord und Süd ist nicht zuletzt auch durch die langjährigen Bemühungen des ÖRK zu Stande gekommen. Es ist ein entscheidender Durchbruch in dem vom Bürgerkrieg über Jahrzehnte gequälten Land. (In der Region Darfour ist dies für uns weitaus schwieriger, weil dort Muslime gegen Muslime Gewalt anwenden - was uns aber keinesfalls als ökumenische Gemeinschaft aus der Verantwortung entlässt.) 2004 waren es die USA: *The Power and Promise of Peace*. Vor allem die traditionelle Bürgerrechtsbewegung und mit ihr viele afro-amerikanische Kirchen haben die Dekade als »ihren« Raum entdeckt und in vielen Fällen so wieder eine größere Nähe zur ökumenischen Bewegung finden können. In diesem Jahr nun ist es Asien, in seiner ganzen Vielfalt: *Building Communities of Peace for all*. Der gelebte interreligiöse Dialog ist in vielen Kirchen Asiens ein Zeugnis der Gewaltfreiheit.

Im nächsten Jahr soll sich der Fokus auf Lateinamerika richten. Im Zusammenhang mit der 9.Vollversammlung des ÖRK sind bereits jetzt mehrere Veranstaltungen geplant. Das Motto der Vollversammlung ist u.a. von der DOV inspiriert: In Deiner Gnade, Gott, verwandle die Welt.

Ich meine, dass auch in Deutschland eine stärkere Vernetzung der verschiedenen Aktionen und Reflexionen unter den vielen Akteuren in der Dekade nötig ist, wenn wir sowohl unseren Reichtum, als auch unsere Armut und Schwachheit teilen wollen. Die Dekade ist ein Instrument in unseren Händen. Daher richtet sich die Frage an uns: Wozu wollen wir sie nutzen? Was wollen *wir* daraus machen?

6. Die Notwendigkeit der kritischen Selbstreflexion: Eine messianische Ekklesiologie

Ich verstehe die ökumenische Gemeinschaft selbst als eine »alternative Gemeinschaft«, wenn wir denn Kirche beschreiben als »Leib Christi«, »Mysterium« oder *creatura verbi divini*. Das kann nicht ohne Auswirkung bleiben für die Gestalt der Kirche selbst, denn wenn es keine Kohärenz gibt zwischen der Botschaft und der Gestalt der Kirche, wie kann die Kirche - oder die ökumenische Gemeinschaft - in ihrem Zeugnis glaubwürdig sein? Kirche hat nicht nur eine bestimmte Sozialethik, sondern Kirche *ist* immer auch in sich selbst eine Sozialethik. Das Amt der Versöhnung ist uns gegeben (2 Kor 5), indem wir eine versöhnte Gemeinschaft sind, eine »messianische Gemeinschaft«.

Dieser Vorstellung folgt auch das, ebenfalls von der Dekade inspirierte Motto der Weltmissionskonferenz 2005: »In Christus berufen, heilende und versöhnende Gemeinschaften zu sein.« Die ökumenische Gemeinschaft verkündigt nicht nur die Hoffnung, die in ihr ist, sondern sie ist selbst eine Hoffnungsgemeinschaft. Daraus folgt aber auch, dass die Kirche in ihrer irdisch-geschichtlichen Existenzform zur ständigen Selbstüberprüfung aufgefordert ist (*semper reformanda*). Wir müssen unsere Kirchen- und Theologiegeschichte kritisch aufarbeiten, um zu verstehen, wie und wo Kirche in Gewaltstrukturen und Gewaltlegitimierungen verstrickt ist. Das gilt für alle kirchlichen Traditionen, auch für die historischen Friedenskirchen. In unseren Liturgien, Bekenntnissen und im Leben der Kirche finden sich Elemente, die den Blick auf die Berufung zur heilenden und versöhnenden Gemeinschaft verdunkeln.

Andererseits gilt es, die vielen Potenziale zur Gewaltüberwindung in unseren Traditionen deutlicher als bisher herauszuschälen. Denn in allen Konfessionen ist das Bewusstsein für das Leben und Zeugnis der Gewaltfreiheit auch bewahrt. Diese Entdeckungen gemeinsam in der ökumenischen Gemeinschaft zu machen, dazu können wir die Dekade nutzen. »Salz der Erde«, »Licht der Welt« zu sein sind Zusage und Anspruch, die der Kirche seit ihren Anfängen gelten. Bezogen auf die Gewaltüberwindung könnte es dann am Ende der Dekade ganz selbstverständlich heißen: Christen sind die Menschen, die sich entschieden für Gewaltfreiheit einsetzen, und ökumenische Gemeinschaft ist eine messianische Gemeinschaft, weil sie bereits jetzt zeichenhaft zu verwirklichen sucht, was ihr im Evangelium zugesagt ist: versöhnte Gemeinschaft zu sein.

7. Ausblick: Die Dekade als Chance begreifen

Während der Sitzung in Chiang Mai haben wir in der Reference-Group auch diskutiert, welche Schwerpunkte vom ÖRK in der zweiten Hälfte der Dekade gesetzt werden sollen. Hierzu gehört primär die interreligiöse Begegnung, das Thema Jugend und Gewalt(überwindung), Militarismus und Gewalt sowie die Entdeckung einer »Spiritualität der Gewaltfreiheit«. Das bedeutet freilich keinesfalls, dass uns die Themen der wirtschaftlichen Globalisierung oder Fragen zu Gewalt an Frauen nicht wichtig wären. Aber wir sehen, dass diese Fragestellungen ohnehin bearbeitet werden. Andere Themen drohen daneben in der Hintergrund zu geraten. Es bedeutet auch nicht, dass in den verschiedenen Regionen nicht andere Schwerpunkte gesetzt werden sollten oder dürften.

Methodisch gesehen muss die Kommunikation und Vernetzung eine größere Priorität erhalten. Dies soll u. a. durch die 9. Vollversammlung angestoßen werden. Auch die Zusammenarbeit mit der UNO (vor allem der Weltgesundheitsorganisation WHO) kann weiter ausgebaut werden, nachdem die UN-Dekade »Für eine Kultur des Friedens und der Gewaltfreiheit für die Kinder der Welt« allmählich auch ein Profil erhält. In Europa bietet sicherlich die Versammlung in Sibiu 2007 sowie der DOV-Fokus Europa 2007 gute Möglichkeiten, Beziehungen des Friedens auszubauen, um Gewaltüberwinden zu stärken, und in der Fortsetzung des Konziliaren Prozesses für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung weiter zu wachsen. Es ist an der Zeit, die sichtbare Einheit nicht nur zu proklamieren, sondern auch als ethische Gemeinschaft zu leben, in all ihrer Verschiedenheit. Dazu bietet das Instrument der Dekade fantastische Möglichkeiten.

Anmerkung:

[1] *Geiko Müller-Fahrenholz, der ursprünglich auch für diese Aufgabe vorgesehen war, musste leider kurzfristig absagen.* D

Inhalt von epd-Dokumentation 6/2005, 56 Seiten / 5,10 €

Die Dekade zur Überwindung von Gewalt in den USA und in Deutschland/ Zur Tagung in der Evangelischen Akademie zu Berlin 3.-5.12.2004

► Heike Spiegelberg: »Der lange Weg zum gerechten Frieden ...« / Zur Tagung

► Bischof Dr. Rolf Koppe: »Grußwort«

Referate der Tagung

► Dr. Bob Edgar, General Secretary, National Council of Churches USA: »The long Way from violence to Peace: Shared Challenges and Responses in the USA and in Germany«

► Pfarrerin Gabriele Scherle: »Traditionen des Friedenshandelns und der Gewaltüberwindung – heute neu gesehen«

► Prof Dr. Konrad Raiser: »Der Beitrag der Dekade zur Überwindung von Gewalt in der friedensethischen Diskussion - aus der Sicht des ÖRK«

► Landesbischöfin Dr. Margot Käßmann, Hannover: »Der Beitrag der Dekade zur Überwindung von Gewalt in der friedensethischen Diskussion - aus der Sicht der Praxis der Dekade in Deutschland«

► Rev. Dr. Peter Storey: »Kollektive Traumata und Gewaltbereitschaft - gesellschaftliche Tendenzen«

► Katharina Wegner: »Die Wahrung der Menschenrechte als notwendiger Bestandteil der Ökumenischen Dekade«

► Peter N. Prove, The Lutheran World Federation: »Terrorism and the Commitment to Human Rights«

► Pfarrer Klaus Burckhardt: »‘Blessed are the cracked, they let the light through‘ oder: Was Gott aus einem zertrümmerten Krug so alles machen kann ...«

► R. Koch und Klaus J. Burckhardt: »Das ‚Braunschweiger Modell zur Gewaltprävention an Schulen‘ - Langfristigkeit contra Projektkultur«

Aus dem Jahrgang 2004

33/04 – **Wie viel Steuern für einen starken Staat? – Die Reform des Steuer- und Abgabensystems** (Tagungen in den Ev. Akademien Berlin und Loccum) – 50 Seiten/4,60 €

34/04 – **Qualitätskriterien für Kinderangebote im Internet** (Tagung der EKD-Rundfunkarbeit und der Kommission für Jugendmedienschutz der Landesmedienanstalten) – 72 Seiten/5,90 €

35/04 – Streit über den Entwurf einer **»Loyalitätsrichtlinie«** für privatrechtliche berufliche Mitarbeit in EKD und Diakonie (Gutachten von M. Haspel) – 36 Seiten/4,10 €

36/04 – Tagung der **Kommission für Glauben und Kirchenverfassung des Weltkirchenrats in Kuala Lumpur** – 64 Seiten/5,40 €

37/04 – **24. Generalversammlung des Reformierten Weltbundes in Accra** (Berichte, Predigten und Beschlüsse) – 48 Seiten/4,60 €

38/04 – Themen: **Sicherheitspolitik und Menschenrechte – Moralische Reden über Sünden und Tugenden** (Huber) **– Lutherischer Weltbund** (Ratstagung; Hanson) – 36 Seiten/4,10 €

39-40/04 – **Versöhnungsarbeit im Schatten des Kolonialismus** (Tagung zur Erinnerung an den antikolonialen Widerstandskrieg und Völkermord in Namibia) – 80 Seiten/5,90 €

41/04 – **Klonen zu Fortpflanzungszwecken und Klonen zu biomedizinischen Forschungszwecken** – (Stellungnahme des Nationalen Ethikrates) – 36 Seiten/4,10 €

42/04 – Themen: **Welche Reform brauchen wir?** (EKD-Ratsvorsitzender Huber) – **Missionarischer Auftrag** (Hirtenbrief der deutschen katholischen Bischöfe) – **Patientenverfügungen** (Empfehlungen aus dem Zwischenbericht der Enquete-Kommission) – 48 Seiten/4,60 €

43/04 – »**Ökumenischer Lagebericht 2004**« – 24 Seiten/3,40 €

44/04 – »**Eingeladen sind alle. Warum die Kirche nicht vom Mahl des Herrn ausschließen darf**« (Referate eines Symposions der Ev. Kirche im Rheinland) – 64 Seiten/5,40 €

45/04 – **Generalsynode der VELKD 2004 in Gera** – 64 Seiten/5,40 €

46/04 – **Ende der Arbeit – Arbeit ohne Ende. Zum Funktions- und Bedeutungswandel der Arbeit** (SWI-Tagung)– 40 Seiten/ 4,10 €

47/04 – »**Was bleibt – Zum Umgang mit Tod und Erinnerung**« (Vorträge einer Veranstaltungsreihe in Koblenz, Mai/Juni 2004.) – 52 Seiten/4,60 €

47a/04 – **Fünf Jahre Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre** – 20 Seiten/ 2,60 €

48/04 – **EKD-Synode (1)**: EKD-Ratsbericht; Berichte der Werke (Diakonisches Werk, Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik, Evangelisches Missionswerk, Evangelischer Entwicklungsdienst) – 76 Seiten/ 5,90 €

49/04 – **EKD-Synode (2):** Texte zum Schwerpunktthema **(»Keiner lebt für sich allein – Vom Miteinander der Generationen«)**, alle Beschlüsse, Auswahl von Reden und Grußworten – 76 Seiten/5,90 €

50/04 – **Religionsfreiheit im Kontext von Christentum und Islam** (Referate einer Fachtagung der Evangelischen Akademie zu Berlin) – 72 Seiten/5,40 €

51/04 – **Zur Debatte um einen EU-Beitritt der Türkei:** Kirchliche Stellungnahmen – Empfehlungen der EU-Kommission; »**Muslime in Deutschland und Europa – Soll die Türkei der EU beitreten?**« (Tagung der Evangelischen Akademie Bad Boll) 72 Seiten/5,40 €

52/04 – Themen: **Religionsfreiheit und offene Gesellschaft** (Vortrag des EKD-Ratsvorsitzenden Huber) – **Religion und Allgemeine Hochschulreife** (Eine Stellungnahme des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland) – **Welt im Wandel – Armutsbekämpfung durch Umweltpolitik** (Zusammenfassung eines Gutachtens des Wissenschaftlichen Beirats Globale Umweltveränderungen) – 36 Seiten/4,10 €

Jahrgang 2005

1/05 – **GKKE: Rüstungsexportbericht 2004** – 40 Seiten/4,10 €

2/05 – »**Fundraising ist mehr als Geld einsammeln**« (Fundraising-Forum 2004 Hessen und Nassau) – 40 Seiten/4,10 €

3/05 – »**Erinnern und Verstehen – Schwerpunkte einer nachhaltigen Pädagogik nach Auschwitz**« (Tagung der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit) – 68 Seiten/5,40 €

epd Dokumentation
Evangelischer Pressedienst

Postvertriebsstück ▪ Deutsche Post AG ▪ Entgelt bezahlt **58145**

Gemeinschaftswerk der
Evangelischen Publizistik gGmbH
Verlag/Vertrieb
Postfach 50 05 50
60394 Frankfurt am Main

4/05 – Themen: **Die Entwicklung im Irak: Bürgerkrieg im Süden – Aufschwung im Norden** (Tagung in Bad Boll) – **Der Sudan nach dem Naivasha-Friedensvertrag** (Analyse von D.M. Tull/swp) – 28 Seiten/3,40 €

4a/05 – **Abendmahlsstreit in der evangelischen Kirche** (Stellungnahme der EKD-Kammer für Theologie zu einem rheinischen Synodenbeschluss) – 20 Seiten/2,60 €

5/05 – »**Allen Formen von Antisemitismus und Rassismus widerstehen« – 60. Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz** (Schröder, Thierse, Lustiger, Annan, Shalom, Rat der EKD, deutsche katholische Bischöfe, Europaparlament) – 32 Seiten/3,40 €

6/05 – **Der lange Weg zum gerechten Frieden: Die Dekade zur Überwindung von Gewalt in den USA und in Deutschland** (Referate einer Tagung in der Ev. Akademie zu Berlin) – 56 Seiten / 5,10 €

7/05 – Themen: **Theologie und Kirchenleitung** (Bischof Huber) – **40 Jahre diplomatische Beziehungen zwischen Deutschland und Israel** (Bundespräsident Köhler) – **Familien in sozialer Schieflage** (Huber, Klenner) – 28 Seiten/3,40 €

8/05 – **Gedenken an den Synodalbeschluss »Zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden« von 1980** (Landessynode 2005 der Evangelischen Kirche im Rheinland) – 68 Seiten/5,40 €

9-10/05 – »**Bilanz und Perspektiven des christlich-jüdischen Dialogs**« (DeutscherKoordinierungsRat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit) – 100 Seiten/ 6,90 €

11/05 – **Zentralausschuss 2005 des Weltkirchenrats** – 80 Seiten/5,90 €

12/05 – **Stillstand in der Ökumene?** (Ordinationsverständnis: Streit zwischen Katholiken und Lutheranern) – 52 Seiten/4,60 €

13-14/05 – **Gewalt in der Gesellschaft** (Tagung der Evangelischen Akademie Bad Boll) – 100 Seiten/6,90 €

15/05 – **Sterben hat seine Zeit – Zum Umgang mit Patientenverfügungen aus evangelischer Sicht** (EKD-Kammer für Öffentliche Verantwortung) – 32 Seiten/3,40 €

16/05 – **Heilungssehnsucht und Heilserfahrung in der postsäkularen Kultur** (Tagung der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen und der Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste im Diakonischen Werk der EKD) – 40 Seiten/4,10 €

17-18/05 – **Der Völkermord an den Armeniern und syrischen Christen** (Tagung der Evangelische Akademie zu Berlin) – 96 Seiten/6,90 €

19/05 – **Zukunftswerkstatt Kirchenpresse** – 48 Seiten/4,60 €

19a/05 – Hoffen auf Impulse für die Ökumene – **Protestantische Stimmen zu Papst Benedikt XVI.** – 24 Seiten/2,60 €

20/05 – **Gerechter Friede – Leben in einer gefährdeten Zukunft**, Ökumenische Konsultation zur Halbzeit der »Dekade zur Überwindung von Gewalt« – 52 Seiten/4,60 €

Der Informationsdienst **epd**-Dokumentation (ISSN 1619-5809) kann im Abonnement oder einzeln bezogen werden. Pro Jahr erscheinen mindestens 50 Ausgaben.

Bestellungen und Anfragen an:
GEP-Vertrieb
Postfach 50 05 50,
60394 Frankfurt,
Tel.: (069) 58 098-189.
Fax: (069) 58 098-226.
E-Mail: vertrieb@gep.de
Internet: http://www.epd.de

Das Abonnement kostet monatlich 23,60 € inkl. Versand (mit Zugang zum digitalen Archiv: 27,50 €). E-Mail-Bezug im PDF-Format (Preis auf Anfrage). Die Preise für Einzelbestellungen sind nach Umfang der Ausgabe und nach Anzahl der Exemplare gestaffelt.

Die Liste oben enthält den Preis eines Einzelexemplars; dazu kommt pro Auftrag eine Versandkostenpauschale (inkl. Porto) von 2,30 €.

epd-Dokumentation wird auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

epd Dokumentation online

Herausgeber und Verlag: Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (GEP) gGmbH, Emil-von-Behring-Str. 3, 60439 Frankfurt am Main.
GEP-Geschäftsführer: Jörg Bollmann.
Chefredakteur der epd-Zentralredaktion: Dr. Thomas Schiller.
Ressortleiter epd Dokumentation: Peter Bosse-Brekenfeld

Erscheinungsweise: einmal wöchentlich, online freitags.

Bezugspreis:

- **Online-Abonnement** „epd Dokumentation“ per E-Mail: monatl. 22,30 Euro, jährlich 267,60 Euro, 4 Wochen zum Ende des Bezugsjahres kündbar. Der Preis für das Online-Abonnement schließt des Zugang zum digitalen Archiv von epd-Dokumentation (ab Jahrgang 2001) ein.

Verlag/Bestellservice (Adresse siehe oben unter GEP): Tel: 069/58098-225,
Fax: 069/58098-226, E-Mail: aboservice@gep.de
Redaktion (Adresse siehe oben unter GEP): Tel: 069/58098-135
Fax: 069/58098-294, E-Mail: doku@epd.de

© GEP, Frankfurt am Main

Alle Rechte vorbehalten. Die mit dem Abo-Vertrag erworbene Nutzungsgenehmigung für „epd Dokumentation“ gilt nur für einen PC-Arbeitsplatz. „epd Dokumentation“, bzw. Teile daraus, darf nur mit Zustimmung des Verlags weiterverwertet, gedruckt, gesendet oder elektronisch kopiert und weiterverbreitet werden.
Anfragen richten Sie bitte an die epd-Verkaufsleitung (Adresse siehe oben unter GEP),
Tel: 069/58098-259, Fax: 069/ 58098-300, E-Mail: info@epd.de.

Haftungsausschluss:
Jede Haftung für technische Mängel oder Mängelfolgeschäden ist ausgeschlossen.